

Urheberrechtliche Hinweise zur Nutzung Elektronischer Bachelor-Arbeiten

Die auf dem Dokumentenserver der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (ZHB) gespeicherten und via Katalog IDS Luzern zugänglichen elektronischen Bachelor-Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit dienen ausschliesslich der wissenschaftlichen und persönlichen Information.

Die öffentlich zugänglichen Dokumente (einschliesslich damit zusammenhängender Daten) sind urheberrechtlich gemäss Urheberrechtsgesetz geschützt. Rechtsinhaber ist in der Regel¹ die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Der Benutzer ist für die Einhaltung der Vorschriften verantwortlich.

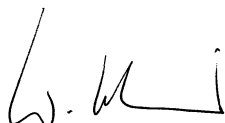
Die Nutzungsrechte sind:

- Sie dürfen dieses Werk vervielfältigen, verbreiten, mittels Link darauf verweisen. Nicht erlaubt ist hingegen das öffentlich zugänglich machen, z.B. dass Dritte berechtigt sind, über das Setzen eines Linkes hinaus die Bachelor-Arbeit auf der eigenen Homepage zu veröffentlichen (Online-Publikation).
- Namensnennung: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers bzw. der Autorin/Rechteinhaberin in der von ihm/ihr festgelegten Weise nennen.
- Keine kommerzielle Nutzung. Alle Rechte zur kommerziellen Nutzung liegen bei der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, soweit sie von dieser nicht an den Autor bzw. die Autorin zurück übertragen wurden.
- Keine Bearbeitung. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Allfällige abweichende oder zusätzliche Regelungen entnehmen Sie bitte dem urheberrechtlichen Hinweis in der Bachelor-Arbeit selbst. Sowohl die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit als auch die ZHB übernehmen keine Gewähr für Richtigkeit, Aktualität und Vollständigkeit der publizierten Inhalte. Sie übernehmen keine Haftung für Schäden, welche sich aus der Verwendung der abgerufenen Informationen ergeben. Die Wiedergabe von Namen und Marken sowie die öffentlich zugänglich gemachten Dokumente berechtigen ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen und Marken im Sinne des Wettbewerbs- und Markenrechts als frei zu betrachten sind und von jedermann genutzt werden können.

Luzern, 16. Juni 2010

Hochschule Luzern
Soziale Arbeit



Dr. Walter Schmid
Rektor

¹ Ausnahmsweise überträgt die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit das Urheberrecht an Studierende zurück. In diesem Fall ist der/die Studierende Rechtsinhaber/in.

„Für mich ist es anders, arm zu sein.“



Armut aus Kinderaugen und wie die Soziale Arbeit darauf reagieren kann; der Perspektivenwechsel.

Fabienne Friedli, Linda Maurer & Marissa von Arx

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

Bachelor-Arbeit
Ausbildungsgang **Sozialarbeit**
Kurs **BB/TZ 2006-I & VZ 2007-I**

Fabienne Friedli, Linda Maurer & Marissa von Arx

„Für mich ist es anders, arm zu sein.“

**Armut aus Kinderaugen und wie die Soziale Arbeit darauf reagieren kann;
der Perspektivenwechsel.**

Diese Bachelor-Arbeit wurde eingereicht im August 2011 in 4 Exemplaren zur Erlangung des vom Fachhochschulrat der Hochschule Luzern ausgestellten Diploms für Sozialarbeit.

Diese Arbeit ist Eigentum der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Sie enthält die persönliche Stellungnahme des Autors/der Autorin bzw. der Autorinnen und Autoren.

Veröffentlichungen – auch auszugsweise – bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung durch die Leitung Bachelor.

Reg. Nr.:

Vorwort der Schulleitung

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von zehn Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Sozialarbeiterisches Denken und Handeln ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es ist daher nahe liegend, dass die Diplomandinnen und Diplomanden ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Sozialarbeiterinnen mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachleuten aufgenommen werden.

Luzern, im August 2011

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Leitung Bachelor

Abstract

Seit den 1990er Jahren werden Kinder in der Schweizer Armutsforschung als eigenständige Subjekte in ihrer spezifischen Betroffenheit anerkannt. Sie gelten nicht mehr als Ursache der Armut, sondern als davon Mitbetroffene. Für die kindliche Entwicklung stellt die Armut allerdings ein Risikofaktor dar. Eine Sensibilisierung auf die Thematik der Armutswahrnehmung aus Kindersicht ist für die Professionellen der Sozialen Arbeit von zentraler Bedeutung und benötigt den, in der Forschung bereits vollzogenen, Perspektivenwechsel auch auf der Handlungsebene der Sozialen Arbeit.

Die Soziale Arbeit unterstützt und begleitet bisher oft nur erwachsene Personen im Armutskontext. Kinder aber nehmen die Welt anders wahr als Erwachsene. Die Studie von Karl August Chassé, Margherita Zander und Konstanze Rasch zeigt beeindruckend auf, wo Kinder ihre armutsbedingten Einschränkungen sehen, welches ihre Bedürfnisse sind und wie die Sicht der Eltern und diejenigen der Kinder auseinander gehen können.

Wie auch Kinder in die sozialarbeiterische Tätigkeit miteinbezogen werden können und in welchen Institutionen dies geschehen könnte, wird in der vorliegenden Bachelorarbeit aufgezeigt.

Dank

Bei der Entstehung der Arbeit wurden die Autorinnen durch ihre Partner, Familien, Freundinnen und Freunde in Form von Geduld, Entlastung, Diskussionen und Gegenlesen sehr unterstützt. Zudem eröffneten Gespräche mit Fachpersonen und Dozierenden den Autorinnen neue Wege.

Herzlichen Dank!

Inhaltsverzeichnis

Autorinnen: Fabienne Friedli (FF), Linda Maurer (LM) & Marissa von Arx (MvA)

1. Einleitung	11
1.1 Ausgangslage (FF, LM & MvA)	11
1.2 Motivation (FF, LM & MvA)	12
1.3 Fragestellung (FF, LM & MvA)	14
1.4 Zielsetzung, Berufsrelevanz und Adressierte (FF, LM & MvA)	15
1.5 Aufbau der Arbeit (FF, LM & MvA)	16
2. Kinderarmut in ihrem Kontext	17
2.1 Familienformen im Wandel (FF)	17
2.2 Armutsbetroffene Familien (FF)	21
2.2.1 Working Poor (FF)	22
2.2.2 Einelternfamilien (FF)	23
2.2.3 Mehrkindfamilien (FF)	25
2.3 Armut (MvA)	26
2.3.1 Absolute und relative Armut (MvA)	27
2.3.2 Kinderarmutssituation in der Schweiz (MvA)	29
2.3.3 Armutsspirale (MvA)	31
2.4 Perspektivenwechsel Kinderarmutsforschung (MvA)	33
2.5 Schlussfolgerungen (FF & MvA)	34
3. Kindliche Entwicklung	35
3.1 Kindliche Wahrnehmung (LM & MvA)	35
3.2 Entwicklungspsychologie (LM)	37
3.2.1 Phänomenologische Beschreibungen der Entwicklung (LM)	39
3.2.2 Theorie der psychosozialen Entwicklung von Erik H. Erikson (LM)	40
3.2.3 Bindungstheorie (LM)	43
3.3 Resilienz (LM)	45
3.3.1 Risikofaktoren (LM)	47
3.3.2 Schutzfaktoren (LM)	51
3.4 Schlussfolgerungen (LM & MvA)	55

4. Kinderarmut und Soziale Arbeit.....	56
4.1 Spielräumekonzept (MvA).....	56
4.1.1 Erklärung des Konzeptes (MvA)	56
4.1.2 Auswertungen und Erkenntnisse des Spielräumekonzeptes (MvA).....	62
4.2 Konzept der Früherkennung, Intervention und Prävention (FF).....	67
4.2.1 Früherkennung (FF).....	68
4.2.2 Intervention (FF)	69
4.2.3 Prävention (FF).....	70
4.3 Schlussfolgerungen (FF, LM & MvA)	72
 5. Praxisbeispiel anhand des Luzerner Modells	73
5.1 Phase I: Faktenorientierung (LM & MvA)	75
5.2 Phase II: Werte- und Problemorientierung (LM & MvA)	80
5.3 Phase III: Lösungsorientierung (LM & MvA).....	83
5.4 Phase IV: Wirkungsorientierung (LM & MvA).....	86
5.5 Schlussfolgerungen (LM & MvA).....	87
 6. Schlussbetrachtung.....	88
6.1 Beantwortung der Fragestellungen (FF, LM & MvA).....	88
6.2 Innovative Ideen (FF, LM & MvA)	93
6.3 Fazit der Autorinnen (FF, LM & MvA)	95
 7. Literatur- und Quellenverzeichnis	97

Abbildungsverzeichnis

Titelbild:	Neighborhood by Meyergallery.....	1
Abb. 1	Armuts- und Working Poor-Quote, 2006.....	22
Abb. 2	Armutsgefährdung- und materielle Entbehrung, 2009.....	29
Abb. 3	Sozialhilfeempfangende nach Alter, 2009.....	30
Abb. 4	Kinder in der Sozialhilfe, 2008.....	30
Abb. 5	Die acht Stufen der Entwicklung nach Erikson.....	41
Abb. 6	Vulnerabilitätsfaktoren.....	48
Abb. 7	Risikofaktoren.....	49
Abb. 8	Personale Ressourcen.....	52
Abb. 9	Soziale Ressourcen.....	53
Abb. 10	Früherkennung, Intervention und Prävention.....	67
Abb. 11	Luzerner Modell.....	74

Tabellenverzeichnis

Tab. 1	Darstellung Spielraumkonzept.....	58+59
Tab. 2	Gegenüberstellung Präventionstheorien.....	71
Tab. 3	Problembewertung.....	82
Tab. 4	Problemstellung.....	83

Abkürzungsverzeichnis

BFS	Bundesamt für Statistik
bzw.	beziehungsweise
et al.	et alii <i>pl</i> , lateinisch für: und andere
etc.	et cetera; französisch für: und so weiter
EEF	Einelternfamilien
ff	fortfolgende Seiten
MKF	Mehrkindfamilien
S.	Seite
SKOS	Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe
z.B.	zum Beispiel
zit. in	zitiert in

1. Einleitung

Von finanziellen Einschränkungen der Eltern sind immer auch die Kinder mitbetroffen. Armut wird von Kindern und Erwachsenen allerdings unterschiedlich erlebt. Das folgende Kapitel führt über die Darstellung aktueller statistischer Zahlen zur Armutsbetroffenheit von Kindern in der Schweiz in das Thema der vorliegenden Bachelorarbeit ein. Zudem wird den Lesenden die Motivation, die Fragestellungen, die Zielsetzung und die Berufsrelevanz vorgestellt.

1.1 Ausgangslage

„45% aller Sozialhilfeempfängerinnen und -empfänger in der Schweiz sind jünger als 25!“¹ Der mediale Aufschrei vor fünf Jahren war gross, als die Eidgenössische Kommission für Kinder- und Jugendfragen, kurz EKKJ, das Thema Kinderarmut in der Schweiz an der „Bieler Tagung“ und mit dem Bericht „Jung und arm: das Tabu brechen!“ aufnahm. Seither wurde Kinderarmut, neben dem Bericht der EKKJ, nicht mehr schweizweit erforscht. Es bestehen jedoch diverse Studienarbeiten, die unter anderem auf Angebote für armutsbetroffene Kinder eingehen, regionale Armutssituationen von Kindern oder bestehende Interventionsmassnahmen analysieren.

In Deutschland führt das Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik ISS-AWO aktuell eine einmalige Langzeitstudie zu Kinderarmut in Deutschland durch.²

Am 31. März 2010 erschien der Bericht des Bundesrates „Gesamtschweizerische Strategie zur Armutsbekämpfung“³. Darin ist ein ganzes Kapitel Kindern in armutsbetroffenen Familien gewidmet. Es wurde erkannt, dass Armut die intellektuelle, soziale, physische und psychische Entwicklung von Kindern und somit auch deren zukünftige berufliche Startchancen einschränken können. Der Bund hat darauffolgend mittels einer „Nationalen Konferenz zur gemeinsamen Bekämpfung der Armut“ (November 2010)⁴ Strategien formuliert – auch bezüglich der Armutssituation von

¹ Eidgenössische Kommission für Kinder- und Jugendfragen [EKKJ]. (2007). *Jung und arm: das Tabu brechen!* Bern: Autorin. S. 6. Download unter http://www.ekkj.admin.ch/c_data/d_07_rap_Armut.pdf

² <http://www.awo.org/standpunkte-und-positionen/kinderarmut.html>

³ Download unter <http://www.bsv.admin.ch/themen/gesellschaft/00074/01973/index.html?lang=de>

⁴ <http://www.bsv.admin.ch/themen/gesellschaft/01610/02686/index.html?lang=de>

Kindern. So seien Ergänzungsleistungen für Familien zu gewährleisten⁵. Diese Strategie der Bekämpfung der Kinderarmutssituation scheint ernüchternd – insbesondere im Hinblick auf die erarbeiteten Armutspräventionsmassnahmen im Bundesrats-Bericht, die weit über die monetäre Unterstützung hinausgehen und die Kinder somit systemischer und nachhaltiger unterstützen würden.

In der aktuellen Ausgangslage fällt auf, dass statistische Daten zu armutsbetroffenen Kindern oft nur in Zusammenhang mit Sozialhilfe erhoben werden. Das Wissen darum, dass geschätzte 50% der Anspruchsberechtigten keinen Antrag auf Sozialhilfe stellen⁶, lässt die Dunkelziffer von armutsbetroffenen Kindern und Jugendlichen in der Schweiz nur erahnen. Trotzdem müssen sich die Autorinnen dieser Bachelorarbeit auf diese Zahlen stützen. Neben den Erwachsenen ab 65 Jahren sind Kinder zwischen 0-17 Jahren die am stärksten von Armut gefährdete Altersgruppe. Die grösste Gruppe von Sozialhilfebeziehenden in der Schweiz ist unter 18jährig (2009: 31%), wovon Kinder von 0-12 Jahren besonders betroffen sind.⁷

Wie bei der „Nationalen Konferenz zur gemeinsamen Bekämpfung der Armut“ erarbeiteten Strategie werden Armutspräventionsmassnahmen aus Sicht von Erwachsenen für erwachsene Eltern formuliert. Die Perspektive der Kinder scheint dabei nahezu vergessen.

In der vorliegenden Bachelorarbeit geht es darum, den Blick und das Bewusstsein Erwachsener für die kindliche Perspektive der Armutssituation zu schärfen.

1.2 Motivation

Den Auslöser für die vorliegende Bachelorarbeit fanden die Autorinnen in der Recherche zu einem ursprünglich gewählten Thema: Einelternfamilien und Armutsgefährdung. In diesem Zusammenhang stellten sie fest, dass es viel Literatur zum Thema Armut gibt, darin jedoch kaum die Perspektive und Wahrnehmung der Kinder dargelegt wird. Dies, obwohl Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren in der Schweiz überdurchschnittlich oft von Armut betroffen sind.

⁵ Download unter <http://www.bsv.admin.ch/themen/gesellschaft/01610/02686/index.html?lang=de>

⁶ Gemäss der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe SKOS unter <http://www.skos.ch/de/?page=faq/>

⁷ Bundesamt für Statistik [BFS]. (2008). *Familien in der Schweiz – Statistischer Bericht 2008*. Neuenburg: Autor.

Die Autorinnen, berufstätige Studentinnen der Sozialen Arbeit, Fachrichtung Sozialarbeit, haben unterschiedliche berufliche Zugänge zum Thema der Kinderarmut:

Fabienne Friedli arbeitet, seit sie in der Sozialarbeit tätig ist, mit Kindern von fünf bis 25 Jahren, seit 2008 mit erwerbslosen Jugendlichen im Motivationssemester move in Thun. Die Auswirkungen von Armut in der Familie begleiten Kinder oft über die Jugendjahre hinaus. Sie sind für Fabienne Friedli in ihrer täglichen Arbeit erlebbar: So können beispielsweise gesundheitliche Mängel, wenig soziale Kontakte, schulische Lücken oder fehlende berufliche Perspektiven Folgeerscheinungen von in Armut aufgewachsenen Kindern sein.

Linda Maurer arbeitete ehemals bei der Stadt Bern als Betreuerin in einem Ferienprogramm für Vier- bis Zwölfjährige mit. Dadurch begegnete sie ganz unterschiedlichen Kindern und Familien. Zudem arbeitete sie über mehrere Jahre als Hortleiterin und Aufgabenhelferin (Kinder zwischen fünf bis 16 Jahre) in einem Quartierzentrum in Bern Bethlehem. Dieser Stadtteil gilt als Brennpunkt sozialer Missstände, mit einem überdurchschnittlich hohen Anteil an Migrantinnen und Migranten. Kinder aus diesem Quartier haben erschwerte Schulbedingungen und sind stark auf ausserfamiliäre Betreuung angewiesen: Zum einen aufgrund der Arbeitsbelastung ihrer Eltern, zum anderen um grundsätzlich den schulischen Anforderungen gerecht zu werden.

Marissa von Arx arbeitet seit rund drei Jahren bei einem polyvalenten Gemeindesozialdienst. In ihrem beruflichen Alltag ist sie oft mit dem Thema Kinderarmut konfrontiert, sei dies im vormundschaftlichen oder im sozialhilferechtlichen Bereich. Marissa von Arx macht die Erfahrung, dass es vor allem im Gebiet der Sozialhilfe oft an Zeit mangelt, nicht nur die finanziellen Aspekte wieder ins Lot zu bringen, sondern den Fokus auf das gesamte Familiensystem zu richten und auch die Kinder und ihre Bedürfnisse in die Arbeit mit einzubeziehen.

1.3 Fragestellung

Aufgrund der oben beschriebenen Ausgangslage und der beruflichen Erfahrungen haben sich die Autorinnen folgende Hauptfragestellungen überlegt:

- Welche Rolle spielt das Thema Kinderarmut in der Sozialen Arbeit der Schweiz?
- Was bedeutet es für Kinder zwischen fünf und zwölf Jahren in der Schweiz, arm zu sein und wie nehmen sie ihre Situation wahr?
- Wo gibt es aus Sicht der Autorinnen Ansatzmöglichkeiten für Interventionen der Sozialen Arbeit?

Zur genaueren Betrachtung der Thematik haben die Autorinnen zudem differenziertere Fragestellungen erarbeitet:

- Wie haben sich Familienformen in der Schweiz verändert?
- Wie sieht die Familiensituation in der Schweiz aus und welche Familienformen sind besonders von Armut betroffen?
- Wie kann Armut definiert werden und wie steht es um die Kinderarmut in der Schweiz?
- Welche Änderungen haben sich in der Erforschung der Kinderarmut ergeben und wie sieht die momentane Forschungssituation in der Schweiz aus?
- Wie nehmen Kinder die Welt wahr?
- Wie entwickeln sich Kinder und welche Bedeutung hat die Resilienz?
- Inwiefern werden Kinder durch Armut eingeschränkt?
- Über welche Institutionen / Kanäle könnte die Soziale Arbeit armutsbetroffene Kinder erreichen?

1.4 Zielsetzung, Berufsrelevanz und Adressierte

Obwohl armutsbetroffene Kinder durchaus gesund aufwachsen können, haben sie ein erhöhtes Risiko, Entwicklungsdefizite davon zu tragen. Es ist das Ziel der vorliegenden Bachelorarbeit, über in Armut lebende Kinder in der Schweiz zu informieren und deren Wahrnehmung der Armutssituation darzustellen. Kinder sollten nicht mehr als Ursache von Armut angesehen werden, sondern als Mitbetroffene und Mittragende. Aus Sicht der Autorinnen gehört es zur Aufgabe der Sozialen Arbeit, dem Thema der Kinderarmut sensibilisierter zu begegnen.

Die Soziale Arbeit hat gemäss dem von Avenir Social⁸ formulierten Berufskodex⁹ unter anderem den Auftrag, Menschen in ihrer Entwicklung zu begleiten und soziale Notlagen von Gruppen zu lindern, zu verhindern oder zu beseitigen.

Die Soziale Arbeit sollte dementsprechend versuchen, armutsbetroffenen Kindern ein gesundes Aufwachsen zu ermöglichen. Ihre Interventionen sollten nicht kurzfristig angesetzt sein (beispielsweise mittels Zahlungen an die Familie), sondern nachhaltig die Situation von armutsbetroffenen Kindern verbessern. Dies wäre unter anderem anhand eines dichten, gut koordinierten Netzes von Angeboten und Massnahmen in den Bereichen der Früherkennung, Intervention und Prävention möglich.

Diese Bachelorarbeit richtet sich primär an Professionelle der Sozialen Arbeit, die sich mit den Fragen der Armut aus Kindersicht und deren kindlicher Wahrnehmung auseinandersetzen möchten. Dies ist relevant, weil von der Sozialen Arbeit in der Zusammenarbeit mit finanzschwachen Familien, Kinder und Jugendliche oft nicht mit einbezogen werden, obwohl sie, wie die Erwachsenen auch, die monetäre Belastung mittragen müssen.

Die Autorinnen hoffen, auch Lesende ausserhalb der Sozialen Arbeit anzusprechen, die sich mit dem Thema beschäftigen möchten.

⁸ Berufsverband der Professionellen Sozialen Arbeit Schweiz

⁹ Download unter http://www.avenirsocial.ch/cm_data/Do_Berufskodex_Web_D_gesch.pdf

1.5 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Bachelorarbeit ist eine Literatuarbeit, sie ist in sechs Kapitel gegliedert. Dieses **erste** Kapitel führte in das Thema ein.

Im **zweiten** Kapitel wird die Kinderarmut in ihrem Kontext beschrieben. Dort wird auf die Familienentwicklung in der Schweiz, insbesondere auf von Armut betroffene Familien Bezug genommen. Anschliessend wird die Armutssituation von Kindern dargelegt, die Armutsspirale thematisiert und der für die vorliegende Arbeit wichtige Perspektivenwechsel vorgestellt.

Im darauf folgenden **dritten** Kapitel wird die kindliche Entwicklung erklärt: Wie nehmen Kinder die Welt wahr? Wie entwickeln sich Kinder aus psychologischer Sicht? Zudem wird die Relevanz des Resilienzbegriffes dargelegt.

Die Kinderarmut und die Soziale Arbeit werden im Kapitel **vier** miteinander in Verbindung gebracht. Anhand von qualitativer Forschung werden die Einschränkungen bei armutsbetroffenen Kindern mittels des Spielräumekonzeptes aufgezeigt. Weiter werden die Konzepte der Früherkennung, der Prävention und der Intervention erklärt.

Im **fünften** Kapitel wird anhand des Luzerner Modells ein real existierendes Fallbeispiel aufgezeigt und mit den vorangehenden Ausführungen und Theorien verknüpft.

Die drei Hauptfragen werden im **sechsten** Kapitel zusammenfassend beantwortet und innovative Ideen, die während der Arbeit entstanden sind, angedacht. Das persönliche Fazit der Autorinnen schliesst das vorliegende Werk ab.

2. Kinderarmut in ihrem Kontext

Im folgenden Kapitel werden die Begriffe Familie und Armut näher betrachtet. Zuerst wird der Familienbegriff erklärt, danach werden die am häufigsten von Armut betroffenen Familien (Working Poor, Einelternfamilien und Mehrkindfamilien) beschrieben. Begriffe der Armut, wie die absolute oder relative Armut und die Kinderarmutssituation in der Schweiz werden erläutert. Anschliessend wird die Armutsspirale thematisiert und zum Perspektivenwechsel der Kinderarmutforschung übergeleitet.

2.1 Familienformen im Wandel

Die Familienformen in der Schweiz haben sich in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt. Die Entwicklung reicht von der Eltern-Kind-Familie bis hin zu der heute oft verbreiteten Patchworkfamilie oder Einelternfamilie. Um die Veränderung bis heute verstehen zu können, braucht es einen historischen Rückblick auf den Familienbegriff.

Das Wort „Familie“ wurde gemäss Rosemarie Nave-Herz (2008, S. 279-282) im 16. Jahrhundert in die deutsche Sprache aufgenommen und synonym für Verwandtschaft und Familie, womit auch kinderlose Ehen mitgemeint waren, verwendet. Je nach Wissenschaft wird dem Begriff „Familie“ ein Gruppencharakter oder eine gesamtgesellschaftliche Bedeutung zugeschrieben.

Nave-Herz (2008, S. 280) fasst zusammen, dass bereits in der Antike, unter anderem von Aristoteles, das Zusammenleben der Menschen reflektiert wurde. Dies geschah auch im Mittelalter, jedoch nicht unter dem Familienbegriff, sondern im Zusammenhang mit der Staatsbildung, der Kirche, der Lebensführung und der Bevölkerungsentwicklung. Die Institution Familie ist älter als diejenige des Staates. Familienmodelle haben seit jeher in verschiedenen Formen nebeneinander co-existiert. In der frühen Neuzeit wurden die Familien zweckgebunden zusammengesetzt: Neben der Kern-Familie (Eltern und Kinder) umfasste die Familie familienfremde Personen, wie beispielsweise Mägde und Knechte, um so das eigentliche Familienziel, das Überleben mittels Produktion, Handel oder sonstigem Gewerbe zu sichern. Die idyllische Grossfamilie, auch Drei-Generationen-Familie genannt, die es im Mittelalter bis hin zur Neuzeit gegeben haben sollte, hat sich in den letzten Jahren, gemäss Nave (2008, S. 280) als „Mythos“ der Soziologie entpuppt. In Folge der damals vorherrschenden geringen Lebenserwartung, der hohen Kindersterblichkeit und der zyklisch wiederkehrenden Seuchen und Hungersnöte wurde die Anzahl der Familienmitglieder regelmässig dezimiert. Im Gegensatz zu heute hatten Kinder damals kaum die Gelegenheit, mit ihren Grosseltern oder gar Urgrosseltern Zeit zu

verbringen. In den unteren Schichten der vorindustriellen Zeit war es zudem notwendig, dass möglichst alle Familienmitglieder einer ausserhäuslichen bezahlten Lohnarbeit nachgingen, um die Existenz der Familie zu sichern. Demnach ist Erwerbsarbeit der Eltern keine neue Entwicklung, sondern eine alte, für bestimmte Schichten überlebenssichernde Ausgangslage. (Nave-Herz, 2008, S. 279-282)

Nadja Burri untersucht in ihrer Bachelor-Thesis „Zwischen zweifältigen Normen und vielfältigen Formen“ (2010) die Entwicklung von Familien aus dem Blickwinkel der aktuellen Gender/Queer-Studies¹⁰. Sie beschreibt darin die Entstehung der traditionellen Kleinfamilie, im klassischen Sinne bestehend aus Vater, Mutter, Kind(ern). Ende 19., anfangs 20. Jahrhunderts wurde diese Form von der bürgerlichen Mittelschichtsfamilie vorgelebt. Dieses Modell entwickelte sich nach dem Zweiten Weltkrieg zur Durchschnittsfamilie und prägt bis heute den Familienbegriff. Darunter sei ein heterosexuelles, monogames, verheiratetes Paar, das mit mindestens einem Kind in einem gemeinsamen Haushalt lebt, zu verstehen. Insbesondere in den 1950er Jahren wurde die „idyllische“ Kleinfamilie gelebt und die geschlechterspezifische Arbeitstrennung zelebriert: Der Mann geht als Haupternährer der Erwerbsarbeit nach und die Frau besorgt den Haushalt und erzieht die Kinder. In dieser Zeit entsteht auch die bis heute anhaltende Idee, dass Kinder die bedingungslose Liebe ihrer Mutter benötigen. Die Frau sollte demnach nur in Ausnahmefällen, also beispielsweise bei finanziellen Schwierigkeiten, der Erwerbsarbeit nachgehen – ihre anderen Tätigkeiten, wie Haushaltsführung und Erziehungsarbeit, sollte sie dabei keinesfalls vernachlässigen.

Ab dem 20. Jahrhundert wurde die Familie um bestimmte Funktionen erweitert. Sie galt nicht nur mehr der Überlebenssicherung, viel mehr wurde Zeit in die Pflege und Erziehung der Kinder investiert. Zudem wurde sie als Ausgleich zur Arbeitswelt angesehen - die Familie bekam demnach einen Freizeitcharakter (Nave-Herz, 2008, S. 279-282). Ebenfalls sollte die Familie wiederum der Regeneration des Mannes nach seiner herausfordernden Erwerbsarbeit dienen.

Gemäss Elisabeth Joris und Heidi Witzig (2001, S. 43-91) wird das einwandfreie Bild der Kleinfamilie von den erwachsenen, „störrischen“ Kindern der 1950er-Jahre-Familien, der 68er-Generation hinterfragt und Diskussionen zu alternativen Formen des Zusammenlebens lanciert. In den 70er entstehen erste Wohngemeinschaften,

¹⁰ Zusammenführung der Gender Studies, die sich aus der Frauenforschung entwickelt haben und der Queer Studies, die sich mit sexueller Identität und Gesellschaft auseinander setzen und somit die Zweigeschlechtlichkeit hinterfragen.

unverheiratete Paare haben Kinder, Rollen werden neu verteilt, Sexualität ausserhalb des Ehebettes gelebt und ausprobiert. Die zweite Welle der Frauenbewegung, auch „Neue Frauenbewegung“ genannt, nutzt den momentanen Zeitgeist und lanciert „gleiche Rechte auf Arbeit, Haushalt und Kindererziehung für alle“ (S. 79). Elisabeth Bühler erklärt im Frauen- und Gleichstellungsatlas (2001, S. 18) den Wandel der Haushalts- und Familienformen anhand von Faktoren, die sich gegenseitig beeinflussen. Als besonders relevant seien die Faktoren Technik (Empfängnisverhütung), Sozialstaat (Existenzsicherung im Alter), Wirtschaft (Aufschwung der Nachkriegszeit und das damit verbundene Arbeitsplatzangebot im Dienstleistungssektor) und Kultur (gewandeltes Rollenverständnis von Frau und Mann) zu bewerten.

Die Emanzipation der Frau führt zu neuen Familien- und Beziehungsformen, deren Entwicklung bis heute anhält. Insbesondere, da trotz gesetzlicher Gleichstellung¹¹ deren Umsetzung noch nicht erfüllt ist. Diese Ungleichheit fordert, dass Eltern von Kindern im Zusammenleben, der Kinderbetreuung und der Erwerbsarbeit kreative und unvorhersehbare Wege begehen müssen. Ebenfalls entscheiden sich viele Menschen dauerhaft alleine zu leben oder keine Kinder zu kriegen. (Joris und Witzig, 2001, S. 43-91)

Lebensformen

Den Autorinnen sind aktuell aus der Literatur und dem privatem Umfeld folgende Formen¹² des Zusammenlebens bekannt, deren Aufzählung durch die pluralisierten Lebensweisen nicht als vollständig oder abschliessend betrachtet werden dürfen:

- Einzelpersonenhaushalte: Personen, die gewollt oder ungewollt alleine wohnen.
- Nichteheliche Lebensgemeinschaften / Konkubinate: Unverheiratete Paare, die gemeinsam wohnen.
- Kinderlose Ehen: Verheiratete Paare, die gewollt oder ungewollt kinderlos sind, die gemeinsam wohnen.
- Wohngemeinschaften: Menschen, die aus zweckmässigen, ideellen, finanziellen oder anderen Gründen gemeinsam wohnen.

¹¹ Art. 8 Abs. 3 der Bundesverfassung: „Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre rechtliche und tatsächliche Gleichstellung, vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit. Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit.“ aus <http://www.admin.ch/ch/d/sr/101/a8.html>

¹² Haushalts- und Familienformen werden hier zusammengefasst, da sie auch statistisch oft gemeinsam ausgewiesen werden. In dieser Bachelorarbeit sind jedoch in folgenden Kapiteln nur von Armut betroffene Familienformen relevant.

- Räumlich getrenntes Zusammenleben: Verheiratete oder unverheiratete Paare, kinderlos oder nicht, die nicht gemeinsam wohnen.
- Gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft: Gleichgeschlechtliche Paare, die gemeinsam wohnen.
- Regenbogenfamilien: Gleichgeschlechtliche Paare, die Kinder haben und gemeinsam wohnen.
- Einelternfamilien / Alleinerziehende: Elternteil wohnt alleine mit minderjährigen Kind(ern) und versorgt diese auch hauptsächlich.
- Patchworkfamilien / Stieffamilien: Paare, die Kinder aus vorhergehenden Partnerschaften in die neue Partnerschaft / Ehe bringen, allenfalls gemeinsam Kinder haben und gemeinsam wohnen.
- Fernbeziehungen: Räumlich getrennte Paare (verheiratete oder nicht), die aus beruflichen (oder sonstigen Gründen) über zwei oder mehrere Wohnsitze verfügen.
- Lebensgemeinschaft mit Kindern: Paare, verheiratet oder nicht, die gemeinsam mit ihren Kindern leben.
- Pflegefamilien / Gastfamilien: Personen, Eltern, Familien, die ihnen nichtverwandte Kinder für eine bestimmte Zeit in den familiären Kreis aufnehmen, da die Kinder nicht bei ihren leiblichen Eltern wohnen können.
- Polyamore Familien: Familien mit Kind(ern), mit mehr als zwei Erwachsenen, die in einer gemeinsamen Partnerschaft leben.

Nave-Herz (2002), zit. in Jutta Ecarius, Nils Köbel und Katrin Wahl, „Familie, Erziehung und Sozialisation“ (2011, S. 14), fasst die Merkmale von Familien wie folgt zusammen:

- Biologische und soziale Doppelnatur: In Familien finden sowohl die Reproduktionsarbeit als auch entscheidende Prozesse zur sozialen Integration der Kinder in die Gesellschaft statt.
- Einzigartige Kooperation- und Solidaritätsverhältnisse: Rollenstrukturen in Familien sind einmalig und deren Mitgliedschaftsbegriffe (Mutter, Vater, Tochter, Sohn, Schwester, Bruder, etc.) ausschliesslich für dieses Sozialsystem besetzt.
- Es besteht eine Generationendifferenz zwischen Eltern und Kindern.

In der vorliegenden Bachelorarbeit wird gemäss vorangehenden Ausführungen unter Familie eine Lebensgemeinschaft verstanden, die aus mindestens einem Elternteil und mindestens einem Kind besteht.

Im Speziellen wird auf armutsbetroffene Formen des Zusammenlebens mit Kindern Bezug genommen. Je mehr Kinder in einer Familie leben, desto höher ist das Armutsrisiko.

Gründe hierzu sind unter anderem erhöhte Kosten für die Kinder und zeitgleich die Einschränkung für die Lohnarbeit. Ebenfalls überdurchschnittlich oft sind Einelternfamilien von Armut betroffen. Einelternfamilien müssen fortwährend den gesamten finanziellen Aufwand eines Haushaltes mit Kind alleine tragen, somit einer Erwerbsarbeit nachkommen und gleichzeitig die Kinderbetreuung gewährleisten. (Bundesamt für Statistik [BFS], 2008a, S. 26-27)

2.2 Armutsbetroffene Familien

Im Buch „Kindheit und Jugend in der Schweiz“ (2008) erwähnen Franz Schultheis, Pasqualina Perrig-Chiello und Stephan Egger, dass in der Schweiz ein Drittel der Beziehenden von sozialstaatlichen Unterstützungen minderjährig ist. Ebenfalls ist jedes achte Kind, also 12.5% aller in der Schweiz lebenden Kinder, von der Lohnarmut der Eltern betroffen. Doch Kinderarmut ist nicht rein finanzieller Natur, sondern steht mit der gesamten Lebenswelt der Kinder in Zusammenhang.

In der Studie des Nationalen Forschungsprogramms 52 (2008, S. 115) konnten vier Einflussfaktoren erkannt werden, die die Kinderarmut definieren:

- Finanzielle Armut;
- Eingeschränkte Gesundheit;
- Nachteilige Umgebung;
- Soziale Exklusion.

Zu erkennen ist, dass nicht nur die bekannten Faktoren, wie sozioökonomische und familiäre Ausgangslage Kinderarmut prägen, sondern die Häufung von Risikofaktoren¹³. Dazu gehören Familieneinkommen, Bildung der Familienmitglieder, Anzahl Kinder und Erwachsener, kombiniert mit den aktuell vorherrschenden konjunkturellen und politischen Verhältnissen. Diese Faktoren lassen mehr oder weniger Spielraum zu bzw. können Lebensbedingungen von betroffenen Familien drastisch verschärfen. (Schultheis, Perrig-Chiello & Egger, 2008)

¹³ Wustmann Corina (2009). *Resilienz Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern* (2. Aufl.). Berlin, Düsseldorf: Cornelsen Scriptor.

Doch welche Familien in der Schweiz sind von Armut betroffen? Laut dem statistischen Bericht „Familien in der Schweiz“ (BFS, 2008b) sind 27% der Einelternfamilien und 24% der Paare mit drei Kindern und mehr von Armut betroffen. Die Berechnung des BFS stützen sich auf die aktuellen SKOS-Richtlinien¹⁴.

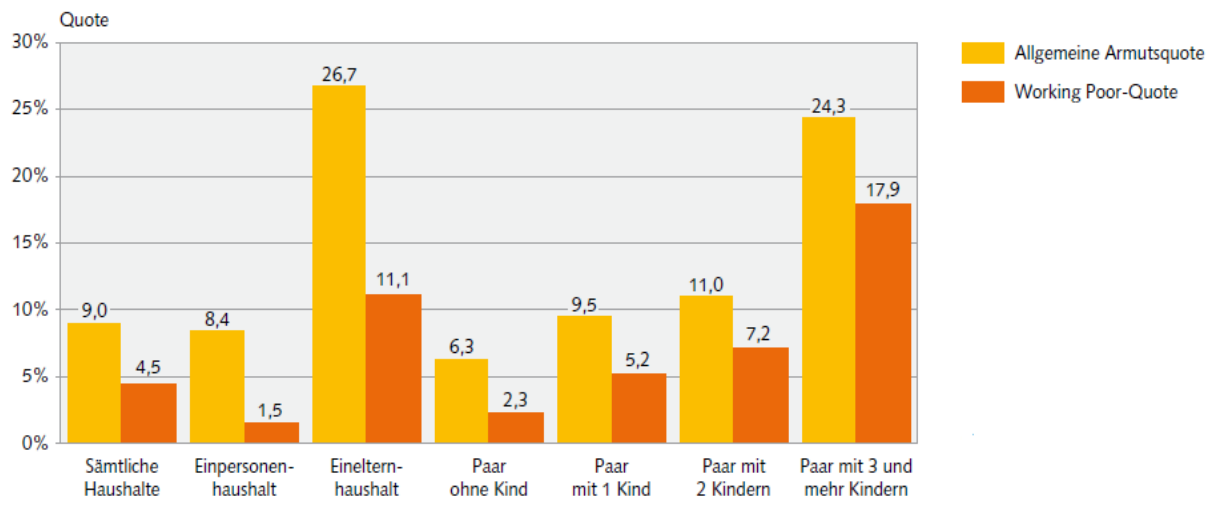


Abb. 1: Armuts- und Working Poor-Quote, 2006

(Quelle: BFS, 2008b)

Abbildung 1 weist die von Armut betroffenen Familiengruppen klar aus: Einelternfamilien und Mehrkindfamilien. Auffallend ist, dass eben diese Familien oft auch Working Poor sind. In den folgenden drei Unterkapiteln werden Working Poor, Einelternfamilien und Mehrkindfamilien vertieft behandelt.

2.2.1 Working Poor

Working Poor ist ein Sammelbegriff für die Bevölkerungsgruppe einer Gesellschaft, deren Mitglieder trotz Erwerbsarbeit unter die Armutsgrenze fallen. Working Poor werden in der Schweiz nur dann statistisch als Working Poor erfasst, wenn sie mindestens eine Stunde pro Woche erwerbstätig sind, dadurch ein Erwerbseinkommen generieren und zwischen 20 und 59 Jahre alt sind. Alle anderen Menschen, unter 20 und über 59 Jahren werden nicht erfasst, obwohl auch diese Altersgruppen Working Poor beinhalten. Ebenfalls

¹⁴ Die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe, kurz SKOS, ist ein Fachverband, der sich für die Ausgestaltung und Entwicklung der Sozialhilfe in der Schweiz engagiert. Die SKOS-Richtlinien definieren, wie die Sozialhilfe berechnet wird. Dabei handelt es sich um Empfehlungen zuhanden der Sozialhilfeorgane des Bundes, der Kantone, der Gemeinden sowie der Organisationen der privaten Sozialhilfe.

werden in den folgenden zitierten Studien des BFS „Arm trotz Erwerbstätigkeit – Working Poor in der Schweiz“ (2004) und „Tiefelöhne und Working Poor in der Schweiz“ (2008c) nur Working Poor, die in einem Vollzeit-Haushalt leben, berücksichtigt. Das heisst, der Erwerbsumfang aller Haushaltsmitglieder muss insgesamt mindestens 36 Stunden pro Woche oder mehr betragen, was einer Vollzeitanstellung von 90 Stellenprozenten oder mehr entspricht. (BFS, 2004, S. 4)

Die andere Working Poor Gruppe, die unter 36 Stunden pro Woche einer Erwerbsarbeit nachgeht, wird Teilzeit Working Poor genannt.

Die Working Poor Quote¹⁵ liegt gemäss BFS (2008c) im Jahre 2006 bei 4,5%. 2006 waren somit 146'000 in der Schweiz lebenden Personen betroffen. 2003 betrug die Working Poor Quote noch 7,4%, also 231'000 Personen (BFS, 2004, S. 6). Diese Personen lebten in 137'000 Haushalten, davon waren über eine halbe Million Haushaltsmitglieder betroffen, davon 233'000 Kinder¹⁶. Das BFS (2008c) stellte fest, dass 2006 in 81,7% aller Working Poor Haushalte eins oder mehrere Kinder lebten. Die beiden für Working Poor gefährdetsten Haushaltstypen seien Einelternfamilien und Mehrkindfamilien (drei und mehr Kinder).

2.2.2 Einelternfamilien

Einelternfamilien sind Familien mit einer erwachsenen Bezugsperson und mindestens einem Kind. Im Folgenden wird der Begriff „Einelternfamilien“ verwendet, der mit EEF abgekürzt wird. Oft wird in diesem Zusammenhang auch von „Alleinerziehenden“ gesprochen. Alleinerziehende bezieht sich jedoch auf die allein Erziehenden, also die Väter und Mütter, die alleine mit ihren Kindern zusammenwohnen und hauptsächlich für die Erziehungsarbeit verantwortlich sind. Die Familienform wiederum wird EEF genannt. Da die Autorinnen die Kinder in Folge der Perspektivität in die Sprache miteinbeziehen wollen, präferieren sie EEF für die vorliegende Arbeit.

Stefanie Arnold und Carlo Knöpfel (2007) reflektieren in ihrem Buch „Alleinerziehende zwischen Kinderkrippe, Arbeitsplatz und Sozialamt“ den Alltag von EEF in der Schweiz. Seit den 70er Jahren hat die Anzahl Kinder, die in EEF aufwachsen, stark zugenommen. Letzte Erhebungen des BFS (aus dem Jahre 2007, gesehen in „Familien in der Schweiz“,

¹⁵ „Anteil erwerbstätiger Arme an allen Erwerbstätigen, die in einem Haushalt mit einem mindestens vollzeitäquivalenten Erwerbspensum leben.“ (BFS, 2008c, S. 18)

¹⁶ Die letzte erhobene Zahl zu von Working Poor betroffenen Kindern.

BFS 2008b) ergeben 254'700 Kinder, die in EEF aufwachsen. Im Gegensatz dazu leben 1'628'400 Kinder in Paarhaushalten; wobei nicht ausgewiesen wird, ob dies die leiblichen Eltern oder andere Erwachsene sind. EEF von Alleinerziehenden können laut Arnold und Knöpfel (2007, S. 12) vier verschiedenen Zivilständen zugeordnet werden:

- 11% sind ledig;
- 29% sind noch verheiratet oder schon getrennt;
- 16% sind verwitwet; und
- 44% sind geschieden.

Kinder werden selten in EEF hinein geboren, sondern die Paarfamilie löst sich infolge Trennung oder Scheidung auf. Die am häufigsten betroffenen Altersgruppen sind die Zehn- bis 14jährigen, gefolgt von den 15-19jährigen und den Fünf- bis Neunjährigen. In 85% der Fälle leben die Kinder nach der Trennung bei der Mutter. Dies kann unter anderem mit der tieferen Erwerbstätigkeit der Mütter bzw. der höheren der Väter erklärt werden. (Arnold & Knöpfel, 2007)

Nicht alle EEF sind gleichermassen armutsgefährdet; die finanzielle Armut hängt sowohl mit dem Geschlecht der Alleinerziehenden zusammen als auch mit den Umständen, wie die EEF entsteht. So sind Mütter mehr von Armut betroffen als Väter; Verwitwete jedoch weniger als die anderen drei Zivilstände. Weiter spielt das Bildungsniveau und das Alter der Alleinerziehenden eine wesentliche Rolle, als auch die Anzahl der Kinder in der EEF. Ein weiterer wesentlicher, oft unterschätzter Faktor ist der Wohnort der EEF. Caroline Kupfer und Oliver Bieri errechneten im Jahre 2007 für die SKOS, dass eine alleinerziehende Person mit einem jährlichen Bruttolohn von 45'563 Franken in Sitten (VS) rund 18'000 Franken mehr zur freien Verfügung hat als beispielsweise in Schwyz. Laut Arnold und Knöpfel (2007, S. 65), sei dies neben der Alimentenbevorschussungspraxis auch auf die Steuern, die Krankenkassenprämien, den Mietzins, die Krippengebühren und die kantonalen und kommunalen Bedarfsleistungen zurück zu führen.

Alleinerziehende, die armutsgefährdet oder von finanzieller Armut betroffen sind, haben gemäss Monika Budowski und Christan Suter (2002; zit. in Arnold & Knöpfel, 2007, S. 51ff) zwei Möglichkeiten, sich ohne Hilfe vom Staat von der Armut zu befreien: Entweder gehen sie eine neue Partnerschaft ein oder erhöhen ihr Erwerbsspensum.

Wird das Erwerbsspensum der Alleinerziehenden aufgestockt, ohne mit zusätzlichen Kosten die Kinderbetreuung zu erhöhen, bleiben die Kinder sich selbst überlassen oder es müssen alternative Betreuungsmöglichkeiten generiert werden. Je nach Lebenslage

der Kinder kann dies förderlich, bzw. schädlich für das gesunde Aufwachsen des Kindes sein.

Alleinerziehende haben nicht nur über die Erwerbsarbeit eine Möglichkeit, sich vor Armut zu schützen, sondern auch durch das Eingehen einer neuen Partnerschaft, da ein gemeinsamer Haushalt gewisse Einsparungen bedeuten kann. Weiter kann die Familien- und Erwerbsarbeit auf zwei erwachsene Personen verteilt werden. Nach Budowski und Suter (2002; zit. in Arnold & Knöpfel, 2007, S. 52) gibt es jedoch zwei gegenläufige Tendenzen beim Eingehen von neuen Beziehungen: Alleinerziehende, bei denen sich die wirtschaftliche Lage verbessert und solche, bei denen sie sich verschlechtert. Wenn Alleinerziehende eine Beziehung mit einer beruflich gering qualifizierten Person eingehen, besteht das Risiko, bald darauf in einem Working Poor-Haushalt zu leben. Falls die neue Partnerin oder der neue Partner ebenfalls Kinder in die Beziehung mitbringt, steigt die Gefahr, als kinderreiche Familie in Armut zu leben.

2.2.3 Mehrkindfamilien

Mehrkindfamilien¹⁷, auch kinderreiche Familien genannt, sind Familien mit drei oder mehr Kindern (BFS, 2008c, S. 19). Mehrkindfamilien, folgend MKF genannt, haben verschiedene Entstehungsformen, die so vielfältig sind, wie die aktuell bestehenden Familienformen¹⁸. Dies bedeutet, eine EEF kann zugleich auch eine MKF sein. Die Zweifachproblematik bei MKF sind die Zeitkosten und die kinderbedingten Konsumausgaben.

Die **Zeitkosten**, auch indirekte Kinderkosten genannt, sind die Kosten entgangener Erwerbseinkommen der Eltern für die Zeit, die sie in die Betreuung und Erziehung der Kinder investieren.

Kinderbedingte Konsumausgaben, auch direkte Kinderkosten genannt, sind Konsumausgaben, die für und in die Kinder investiert werden, wie beispielsweise Nahrungsmittel, Kleider, Freizeitaktivitäten, Bildung etc. (BFS, 2008b, S. 14)

Die monatlichen Kinderkosten einer Familie variieren, je nachdem, ob ein oder mehrere Elternteile dafür aufkommen müssen, wie viele Kinder im Haushalt leben und wie alt sie sind. So sind je nach Alter der Kinder direkte und indirekte Kinderkosten gegenläufig: Je

¹⁷ Die Autorinnen entschieden sich für den Begriff „Mehrkindfamilien“, da im aktuellen Diskurs „kinderreichen Familien“ umstritten ist. Zudem steht er dem Begriff „Einelternfamilien“ sprachlich näher.

¹⁸ Siehe Kapitel 2.1, Familienformen.

älter ein Kind ist, desto weniger Zeit nimmt es in Anspruch für Betreuung, aber desto mehr Konsumausgaben verursacht es. Eltern finanzieren einen Teil der Kinderkosten durch den Verzicht auf den eigenen Konsum, wobei der Spielraum einer EEF kleiner ist als bei zwei Erziehungspersonen im selben Haushalt. Weiter arbeiten insbesondere Mütter aus MKF im Vergleich zu anderen Familien weniger, um die Familienarbeit wahrzunehmen. Somit werden weniger Sozialversicherungsbeiträge einbezahlt, zum Beispiel in die Pensionskasse, was zu einer vergleichsweise schlechteren Absicherung im Alter führen kann. Somit sind Eltern von MKF bis ins Rentenalter von den Auswirkungen der Armut im Zusammenhang mit der Kinderzahl betroffen. (BFS, 2008b, S. 14)

Gemäss der letzten Volksbefragung des BFS aus dem Jahre 2000 lebten 126'100 Haushalte als MKF mit Eltern, weitere 9'200 Haushalte als MKF mit nur einem Elternteil. Die genaue Anzahl der Kinder, die in MKF aufwachsen, wird vom BFS bis heute nicht ausgewiesen.

In der Schweiz leben laut BFS (Stand: 2009) insgesamt 1'181'220 Kinder von 0-14 Jahren. Weiteres findet sich unter

<http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/02/blank/data/01.html>

Rund ein Drittel dieser Kinder wächst in Armut oder von Armut bedroht auf. In den folgenden Unterkapiteln werden weitere Grundlagen zur Kinderarmutssituation in der Schweiz vermittelt.

2.3 Armut

Wer sich mit dem Thema der Kinderarmut in der Schweiz beschäftigt, sollte wissen, wie Armut generell definiert werden kann und wie es um die Armutsgrenze in der Schweiz steht. Weiter wird das Ausmass der Kinderarmut in der Schweiz veranschaulicht und die Bedeutung der Armutsspirale näher gebracht. Im letzten Unterkapitel wird über die Geschichte der Kinderarmutforschung informiert.

2.3.1 Absolute und relative Armut

Viele Menschen verbinden Armut mit Bildern aus Entwicklungsländern, etwa mit verdreckten Slums oder hungernden Kindern. Auch in der Schweiz gibt es Armut, doch wird unter demselben Begriff häufig etwas anderes verstanden, was im Folgenden näher definiert wird.

Armutsdefinitionen gibt es einige. Allgemein gibt es jedoch eine grundlegende Unterscheidung zwischen der absoluten Armut und der relativen Armut.

Die Grenze der **absoluten** Armut liegt bei zwei Dollar pro Tag. Dies wurde von der Weltbank¹⁹ festgelegt und gilt für alle Länder. Zwei Dollar pro Tag ist wenig, wer an oder unter diesem Existenzminimum lebt, leidet Hunger. Absolute Armut ist somit vorwiegend in Entwicklungsländern anzutreffen. In Ländern wie der Schweiz, wo der Lebensstandard höher ist, gibt es sie praktisch nicht mehr.

Weitere Informationen zu Armut in der Schweiz finden sich auf der Kampagnenhomepage der Caritas <http://www.armut-halbieren.ch>

In der Schweiz garantiert Artikel 12 der Bundesverfassung „Recht auf Hilfe in Notlagen“: „Wer in Not gerät und nicht in der Lage ist, für sich zu sorgen, hat Anspruch auf Hilfe und Betreuung und auf die Mittel, die für ein menschenwürdiges Dasein unerlässlich sind.“

Im Gegensatz zur absoluten Armut kann die Grenze der **relativen** Armut für jedes Land individuell berechnet werden.

Innerhalb der Definition der relativen Armut gibt es wiederum weitere Differenzierungen, wobei dies im Wesentlichen der ökonomische und der soziokulturelle Ansatz sind. (Gerda Holz, 2007, S. 24)

Aus ökonomischer Sicht wird gemäss dem eindimensionalen Ressourcenansatz die finanzielle Situation eines Haushaltes betrachtet. Diejenigen Haushalte, die im Vergleich zu den anderen ein ungenügendes Einkommen erzielen, gelten als arm. (Christin Kehrli & Carlo Knöpfel, 2006, S. 23)

Zur Armutsmessung kann auch der soziokulturelle Ansatz beigezogen werden. Dabei wird das Versorgungsniveau der zentralen Lebensbereiche des Menschen aufgezeigt. Diese Bereiche betreffen beispielsweise das Wohnen, die Gesundheit, die Arbeit, die Bildung oder soziale Kontakte. Als arm gilt also nicht mehr nur, wer knapp über das zum Überleben notwendige Minimum verfügt, sondern wer in wichtigen Lebensbereichen unterversorgt ist.

¹⁹ <http://www.worldbank.org/>

Allerdings gestaltet sich die Anwendung des soziokulturellen Ansatzes schwierig, da sich durch die Multidimensionalität Messprobleme ergeben, die beim eindimensionalen Ressourcenansatz nicht bestehen. (Holz, 2007, S. 24)

Damit die relative Armut international vergleichbar wird, gehen sowohl die OECD²⁰, wie die EU von medianen Äquivalenzeinkommen aus.

Die Festlegung der Armutsgrenze erfolgt somit relativ zum durchschnittlichen Einkommen eines Landes. Beim sogenannten Medianeinkommen verdient die Hälfte der Bevölkerung mehr, die andere weniger. Die Armutsgrenze wird somit bei 50% des Medianeinkommens angesetzt. (Kehrli & Knöpfel, 2006, S. 30)

In der Schweiz wurde jedoch bis anhin noch keine anerkannte Armutsgrenze definiert. Aus diesem Grund werden von Institutionen wie der SKOS, Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe, soziale Existenzminima berechnet und als Armutsrichtlinien verwendet. Die sozialen Existenzminima orientieren sich an der relativen Armut, da unter anderem die absolute Armut, wie weiter oben erläutert, der Schweizerischen Bundesverfassung widerspricht.

Die SKOS-Richtlinien definieren, wie die finanzielle Unterstützung der Sozialhilfe berechnet werden sollte. Die Sozialhilfeleistungen setzen sich zusammen aus dem Grundbedarf für den Lebensunterhalt (Nahrung, Kleider, Ausgaben für die Haushaltsführung etc.), den Wohnkosten und der medizinischen Grundversorgung. Die Berechnung des Grundbedarfes orientiert sich am Kaufverhalten der einkommensschwächsten zehn Prozent der schweizerischen Bevölkerung. Für die Wohnkosten und die medizinische Grundversorgung gibt es keinen fixen Betrag, da sie von Gemeinde zu Gemeinde variieren.

Bei den SKOS-Richtlinien handelt es sich um Empfehlungen, die die meisten Kantone in ihren Gesetzen, Verordnungen oder in ihrer Rechtsprechung verankern. Somit bestimmen sie die wichtigste Armutsgrenze der Schweiz.

Weitere Angaben zur SKOS und ihren Richtlinien finden sich auf der Homepage der SKOS, <http://www.skos.ch/de/>

Anhand der Sozialhilfestatistik können einige Angaben zur Kinderarmutssituation in der Schweiz gemacht werden. Im nachfolgenden Unterkapitel wird genauer darauf eingegangen.

²⁰ Die aktuelle Liste der Mitgliedstaaten finden Sie unter:

http://www.oecd.org/pages/0,3417,en_36734052_36761800_1_1_1_1_1,00.html

2.3.2 Kinderarmutssituation in der Schweiz

Da die Schweiz, wie im vorangehenden Unterkapitel beschrieben, keine allgemein gültige Armutsgrenze definiert hat, dienen die nachfolgenden Zahlen lediglich als Orientierung.

Im Jahre 2005 veröffentlichte das Kinderhilfswerk United Nations International Children's Emergency Fund, besser bekannt als UNICEF, einen internationalen Vergleich zur Kinderarmut in den OECD-Ländern. Die Zahlen basieren auf dem Medianeinkommen. Als arm gelten somit Familien, die weniger als 50% des Medianeinkommens einnehmen. Die Schweiz steht mit 6.8% hinter den nordischen Ländern an fünfter Stelle. Somit ist die Kinderarmut fast drei Mal so hoch, wie in Dänemark, welches an erster Stelle²¹ steht. (UNICEF, 2005, S. 6)

Die Caritas geht davon aus, dass rund 250'000 Kinder und Jugendliche in der Schweiz von Armut betroffen sind. Demnach ist jede sechste Person unter 18 Jahren arm. (Kehrli & Knöpfel, 2006, S. 51).

Altersgruppe (in J.)	Armutsgefährdungsquote (%)	
	bei 60% des Medians	+/-
Gesamtbevölkerung	14.6	1.1
0-17	18.3	2.2
18-64	10.6	0.9
18-24	11.9	2.3
25-49	10.7	1.1
50-64	9.9	1.3
ab 65	26.4	2.3

Abb. 2: Armutsgefährdung und materielle Entbehrungen, nach verschiedenen soziodemografischen Merkmalen 2009 (Quelle: BFS, 2009)

Die Armutsgefährdungsquote liegt in der Schweiz im Jahre 2009 ausgehend von 60% des Medianeinkommens bei 14.6%, d.h. nahezu jede siebte Person ist von Armut bedroht. Die Quote wurde vom BFS soziodemographisch ausgewertet. Nebst den Erwachsenen ab

²¹ 1. Dänemark, 2. Finnland, 3. Norwegen, 4. Schweden, 5. Schweiz

65 Jahren sind Kinder von null bis 17 Jahren mit 18.3% die am zweit stärksten gefährdete Gruppe.

Besonders auffällig ist die starke Betroffenheit von Familien. Bei Einelternhaushalten mit Kind(ern) liegt die Gefährdungsquote bei 31.7%, bei Haushalten mit zwei Erwachsenen und drei oder mehr Kindern bei 27.2%. (BFS, 2010, S. 13)

Altersgruppe (in J.)	Sozialhilfeempfänger/innen	
	Anteil (%)	Sozialhilfequote (%)
0-17	31.0	4.5
18-25	12.6	3.9
26-35	16.1	3.1
36-45	18.0	3.3
46-55	14.0	3.1
56-64	7.1	2.2
65-79	0.8	0.2
80 +	0.5	0.4
<i>Total</i>	<i>100</i>	<i>3.0</i>

Abb. 3: Sozialhilfeempfangende nach Alter, 2009

(Quelle: BFS, 2009)

Altersgruppe (in J.)	Sozialhilfequote (%)
0-5	4.8
6-12	4.4
13-15	4.2
16-17	4.1
<i>Total</i>	<i>4.4</i>

Abb. 4: Kinder in der Sozialhilfe: Kinderquote nach Altersklasse, 2008 (Quelle: BFS, 2008)

Die Sozialhilfestatistik des Bundes gibt Auskunft über die registrierten Armutsbetroffenen. Im Jahre 2009 war der Anteil der Kinder und Jugendlichen von null bis 17 Jahren mit 31% die prozentual grösste Gruppe bei der Sozialhilfe. Der Abstand zur zweitgrössten Gruppe, den Erwachsenen zwischen 36 und 45 Jahren, ist mit nur noch 18% beträchtlich.

Umgerechnet entspricht der Anteil der Kinder und Jugendlichen von 31% der Sozialhilfequote von 4.5%. Die Sozialhilfequote berechnet sich aus dem Anteil der Sozialhilfeempfangenden zur gesamten Bevölkerung. Somit liegen die Kinder- und Jugendlichen zwischen null und 17 Jahren mit ihrer Bezugsquote 1.5% über dem Gesamtschnitt von 3%.

Die Statistik des Bundes aus dem Jahre 2008 gibt genauer Auskunft über die Kinder und Jugendlichen in der Sozialhilfe. Die Kinderquote wurde nach Altersklasse untersucht. Der Gesamtschnitt lag damals noch ein Prozent tiefer als im 2009, bei rund 4.4%. Mit 4.8% waren die Kinder zwischen null und fünf Jahren am stärksten vertreten, gefolgt von der Gruppe der Sechs- bis 12jährigen mit 4.4%. Die Jugendlichen zwischen 13-15 Jahren und 16-17 Jahren wiesen eine Quote von 4.2 respektive 4.1% auf.

Weitere Ausführungen finden sich auf der Webseite des BFS <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/ /13/03/03/dos/01.html>

Im folgenden Unterkapitel wird an den Begriff der Armutsspirale herangeführt.

2.3.3 Armutsspirale

Kinder aus armen Haushalten tragen ein grosses Risiko, selber zu der armen Bevölkerung zu gehören, wenn sie erwachsen sind. Kinder werden in ein Umfeld hineingeboren, welches sie prägt. Sie entwickeln ihre Eigenschaften und Fähigkeiten, gleichzeitig sind jedoch ihre Ressourcen und Möglichkeiten abgesteckt. Die soziale Herkunft hat einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung eines Kindes.

Schultheis, Perrig-Chiello und Egger (2008, S. 117) erkennen eine "fatale subjektive und objektive Vorprägung" der Lebensgeschichte. Denn: Einkommensschwäche der Eltern sei die Folge von sozialer Ungleichheit und nicht deren Ursache. Die ökonomische Armut oder Bildungsarmut, ausgelöst und begünstigt durch vorherrschende Strukturen, wird somit von den Eltern an die Kinder weitervererbt.

Kehrli und Knöpfel geben in ihrer Publikation „Handbuch Armut in der Schweiz“ (2006, S. 115-118) einen kurzen Überblick über die Thematik der Vererbung der Armut. Nicht nur das ökonomische Kapital der Herkunftsfamilie ist entscheidend für die Startchancen und Entwicklung des Kindes, sondern auch das kulturelle, das soziale und das symbolische Kapital sind von grosser Wichtigkeit. Familien, die in Armut leben, weisen meistens bei

allen vier genannten Kapitalformen Mängel auf. Der soziale Aufstieg ist somit gehemmt, die Armutsspirale nimmt ihren Lauf.

Das **ökonomische Kapital** ist wohl das messbarste. Hat die Familie wenig finanzielle Mittel, kann den Kindern nicht viel geboten werden. Die soziale Teilhabe der Kinder wird somit erschwert.

In der Schweiz werden pro Jahr 28.5 Milliarden Franken vererbt. So werden die Nachkommen reicher, ohne etwas dafür tun zu müssen. Wenn jedoch die Eltern oder Grosseltern über kein Vermögen verfügen, kann auch nichts geerbt werden. Zudem können in der Schweiz auch Schulden an die nächste Generation weitervererbt werden. So kommt es zu gravierenden Unterschieden zwischen den Erbenden in der Schweiz. Dies geschieht losgelöst von den persönlichen Eigenarten und Anlagen. (Kehrli & Knöpfel, 2006, S. 115-118)

Das **kulturelle Kapital** kann in zwei verschiedenen Formen vererbt werden. Einerseits in materiellen Gegenständen, wie Möbel oder Bildern; andererseits kann es sich auch um Immaterielles handeln, wie zum Beispiel die Erziehung oder die Bildung. Das kulturelle Kapital schafft den Ausgangspunkt für die berufliche und persönliche Entwicklung eines Kindes. Die Aufstiegschancen, bzw. Abstiegsrisiken wurden in den letzten Jahren zunehmend genauer untersucht. Prinzipiell kann gesagt werden, dass Kinder von Eltern mit einer guten Bildung, mit hoher Wahrscheinlichkeit auch eine gute Bildung erhalten werden. In der Schweiz sind die Leistungen der Kinder stark vom Berufsstatus der Eltern abhängig. Haben die Eltern studiert, werden es 75% ihrer Nachkommen auch tun. (Kehrli & Knöpfel, 2006, S. 115-118)

Der Wert des **sozialen Kapitals** gewinnt zusehends an Anerkennung. Mit sozialem Kapital ist das Beziehungsnetz einer Person gemeint. Ausgangspunkt sind die sozialen Schichten, in welche Kinder hineingeboren werden. Grundsätzlich suchen sich Menschen immer andere ähnlich gebildete Menschen mit ähnlichen Einstellungen für ihren Bekannten- und Freundeskreis aus.

Kinder werden durch ihre Eltern in deren Bekanntenkreise eingeführt. Verfügen die Eltern über ein gutes soziales Netz, hat dies positive Auswirkungen auf die Kinder. Beispielsweise können institutionalisierte Kontakte der Eltern den Kindern einen Nutzen bei der beruflichen Positionierung verschaffen. (Kehrli & Knöpfel, 2006, S. 115-118)

Mit **symbolischem Kapital** wird das Bewusstsein einer Person zu ihrer Schichtzugehörigkeit bezeichnet. Gewisse Verhaltensweisen lassen die Herkunft und die augenblickliche soziale Stellung eines Menschen schnell erahnen. Als anschauliches Beispiel können die Tischmanieren genannt werden. Wird der Wein höchst ungeschickt probiert, kann dies bereits einiges über die Herkunft aussagen, denn jede Schicht hat ihre speziellen Eigenarten in Form von Regeln und Sitten. (Kehrli & Knöpfel, 2006, S. 115-118)

2.4 Perspektivenwechsel Kinderarmutsforschung

Die USA und Grossbritannien können auf eine langjährige Forschungstradition zum Thema Kinderarmut zurückblicken. Historische Vorläufer der Kinderarmutsforschung finden sich in den USA bereits in den Jahren zwischen 1920 und 1930. In Grossbritannien gibt es sogar Institutionen, die sich nur mit der Armutsforschung befassen, so beispielsweise das „Chronic Poverty Research Centre“. (Margherita Zander, 2008, S. 96)

In den deutschsprachigen Ländern ist dies nicht so. Die Thematik wurde erst zu Beginn der 1990er Jahre als soziales Problem erkannt. In den nachfolgenden Jahren kam es zu einer Vielzahl an Veröffentlichungen aus verschiedenen Disziplinen, die sich mit den Aspekten der Kinderarmut auseinandersetzten.

Beobachtbar ist zudem ein Perspektivenwechsel. Bislang wurden Kinder lediglich als Ursache von Armut wahrgenommen. In der wissenschaftlichen Diskussion werden sie immer mehr als autonome Subjekte in ihrer spezifischen Betroffenheit anerkannt. Zwangsläufig werden fortan auch die kindliche Wahrnehmung und Bewältigungsstrategien interessant. (Karl August Chassé, Margherita Zander & Konstanze Rasch, 2005, S. 39-40)

Mit der Zeit entwickelten sich die objektive und die subjektive Perspektive der Kinderarmutsforschung.

Bei der objektiven Perspektive werden Umfang, Ursachen und Folgen der Armut bei Kindern erforscht. Beispielhaft ist hier das „Lebenslageorientierte Spielraum- und Handlungskonzept“ von Chassé et al. nennen. Unter Kapitel 4.1 Spielräumekonzept werden die Autorinnen genauer darauf eingehen.

Beim subjektiven Ansatz wird die Armutsbewältigung der Kinder untersucht. Beide Perspektiven definieren Armut bei Kindern mehrdimensional und setzten sich immer mehr mit den negativen Folgen der Kinderarmut auseinander. Weiter steigt auch das Interesse an kindsbezogenen Armutspräventionsansätzen. (Holz, 2005, S. 89)

2.5 Schlussfolgerungen

Die Familienformen in der Schweiz haben sich im letzten Jahrhundert stark verändert. So sind aus den pluralisierten Lebensweisen vielfältige Formen des Zusammenlebens entstanden. In dieser Bachelorarbeit wird unter Familie eine Lebensgemeinschaft verstanden, die aus mindestens einem Elternteil und mindestens einem Kind besteht.

Kinder gelten in der Schweiz bislang als Armutsrisikofaktor. Erhöhte direkte (kinderbedingte Konsumausgaben) und indirekte (Zeitaufwand) Kinderkosten schlagen sich auf die Familienbudgets nieder. Besonders betroffen sind EEF und MKF, die auch überdurchschnittlich oft zu Working Poor gehören.

Grundsätzlich wird Armut in relative und absolute Armut unterschieden. Die relative Armut wird als Messgrösse zur internationalen Vergleichbarkeit verwendet. In der Schweiz gibt es allerdings keine anerkannte Armutsgrenze, was einen Vergleich mit anderen Ländern ausschliesst.

Die SKOS hat Empfehlungen zum sozialen Existenzminimum der Schweiz erarbeitet. Aufgrund dieser Zahlen wird auf Kantons- und Gemeindeebene die Sozialhilfe ausgerichtet. Die Sozialhilfestatistik des Bundes gibt darüber Auskunft, dass Kinder am stärksten von Armut betroffen sind.

Die starke Armutsbetroffenheit von Kindern und deren erhöhtes Risiko als Erwachsene immer noch zu der armen Bevölkerung zu gehören, wird auch in der Forschung erkannt. Kinder werden als Mitbetroffene und nicht mehr als Auslöser der Armut angesehen.

Die vorliegende Bachelorarbeit thematisiert besonders den Perspektivenwechsel der Armutswahrnehmung aus Kinderaugen. Um den Lesenden ein besseres Verständnis der Sicht aus Kinderaugen zu geben, wird im folgenden Kapitel auf die kindliche Wahrnehmung und Entwicklung eingegangen.

3. Kindliche Entwicklung

Dieses Kapitel soll die kindliche Wahrnehmung und Entwicklung ins Zentrum stellen, sowie die Bedeutung der psychischen Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber Entwicklungsrisiken (Resilienz) aufzeigen.

3.1 Kindliche Wahrnehmung

Wie im Kapitel 2.4 Perspektivenwechsel Kinderarmutsforschung beschrieben, hat in den letzten Jahren ein Wandel in der Erforschung der Armut stattgefunden. Kinder werden nicht mehr als Ursache von Armut angesehen, sondern als Mitbetroffene, denen eine eigene Stimme gegeben werden sollte.

Wie erleben Kinder Armut?

Meist wird nur aus Sicht der Erwachsenen über Armut und ihre Auswirkungen berichtet. Es wird häufig davon ausgegangen, dass die durch Armut erlebten Einschränkungen von Erwachsenen und Kindern gleich wahrgenommen werden.

Um oben genannte Frage beantworten zu können, erscheint es den Autorinnen notwendig, den Lesenden die Wahrnehmung der Welt aus Kinderaugen näher zu bringen.

Wie erklären sich Kinder die Welt?

Das Buch „Selber denken macht schlau, Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen“ von Eva Zoller Morf (2009) führt in die kindliche Wahrnehmung ein. Beim Philosophieren mit Kindern geht es darum, als Erwachsene den Mut zu haben, kleine und grosse Fragen des Lebens von Kindern beantworten zu lassen. Denn oftmals sind die Erwachsenen versucht, den Kindern bereits Antworten und Lösungen zu präsentieren. (Zoller Morf, 2009, S. 17ff)

Nachfolgendes im genannten Buch beschriebenes Beispiel zeigt auf, dass Kinder oftmals bereits eine eigene Erklärung für Geschehnisse haben. Auf die Frage „Warum schneit es eigentlich?“ sehen sich Erwachsene gezwungen, dem Kind eine genaue Beschreibung zur Entstehung des Schnees zu geben. Dies wohl auch in Anbetracht eines Lerneffektes. Haben Erwachsene den Mut, dem Kind die Frage zurück zu stellen, kommt es zu erstaunlichen Einblicken in die kindliche Denkweise. So geschehen, antwortet das Kind den Eltern: „Der Schnee ist dazu da, damit ich einen Schneemann bauen kann.“

Im Alltag mit Kindern begegnen einem Warum-Fragen ganz bestimmt. Oftmals ist nicht von Anfang an klar, ob nach einer Erklärung oder ob nach dem Sinn einer Gegebenheit gesucht wird. Laut Zoller Morf kommt der Mensch bereits mit Vorstellungen zur Welt, dass es Zusammenhänge gibt, Ursache und Wirkung miteinander zu tun haben und auf ein Warum ein Darum folgt. Kinder sollen folglich ermutigt werden, auf ihre Warum-Fragen eine eigene Darum-Antwort zu suchen. Dies befreit die Erwachsenen davon „allwissend“ sein zu müssen und gibt den Kindern die Möglichkeit, stolz ihre eigenen Antworten präsentieren zu dürfen. (Zoller Morf, 2009, S. 20-22)

Erkannt werden bei Zoller Morf Parallelen zur sozialarbeiterischen Gesprächsführung. Sozialarbeitende versuchen mit ihrer Klientel einen lösungsorientierten Weg zu beschreiten. Die Klientinnen und Klienten werden dabei angeleitet und unterstützt, ihre eigenen Lösungen zu erarbeiten. Im weiteren Sinn wird „Hilfe zur Selbsthilfe“ geboten.

In ihrem Lehrauftrag als Dozentin für Kinderphilosophie an Pädagogischen Hochschulen in der Schweiz, ermuntert Zoller Morf die Studierenden philosophische Gespräche mit Kindern in den Schulalltag einfließen zu lassen. Dies erfolgt anhand von Bilderbüchern und Vorlesegeschichten, die sich um ein zu bearbeitendes Thema drehen. Beispielsweise wird im Buch „Das schwarze Huhn“ das Thema „Anderssein“ aufgegriffen. Anhand spezifischer Fragen sollen die Kinder ihr Verhalten reflektieren und zu eigenen Schlüssen und Verallgemeinerungen kommen, ohne dass die Moral der Geschichte explizit durch die Lehrpersonen betont werden muss. Im Verlauf der Diskussion rund um das Buch „Das schwarze Huhn“ wird den Kindern bewusst, dass auch sie bereits andere Kinder ausgeschlossen haben, weil sie nicht so waren wie sie, also in ihren Augen „nicht normal“ waren. (Zoller Morf, 2009, S. 45-52)

Die Geschichte des schwarzen Huhns von Zoller Morf erscheint zentral für diese Bachelorarbeit. Kinder, die in Armut aufwachsen, erleben häufig Stigmatisierungen aufgrund der Armutsfolgen. Beispielsweise werden sie ausgeschlossen, weil sie nicht die gleichen Markenkleider wie ihre Mitschülerinnen und Mitschüler tragen können. Im Kapitel 4.1 Spielräume-konzept wird dieser Umstand wieder aufgegriffen.

Das Buch „Das schwarze Huhn“ bietet ein ideales Handlungsinstrumentarium für Lehrpersonen, die die Armut und deren Auswirkungen auf die Kinder thematisieren möchten. Die Kinder lernen somit einen adäquaten Umgang mit dem Thema, den sie selber erarbeitet haben.

Laut Zoller Morf ist es äusserst wichtig, auf die Fragen, die die Kinder im Alltag stellen, einzugehen und die Kinder als ebenbürtige Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner zu betrachten. Dabei können erstaunliche Entdeckungen bezüglich der unterschiedlichen Sichtweise von Kindern und Erwachsenen gemacht werden. Die oben geschilderte Frage nach dem Schnee ist nur ein schönes Beispiel von vielen.

Diese Tatsachen wurden den Autorinnen beim Lesen des Buches von Zoller Morf noch stärker bewusst. In der weiteren Arbeit zum Thema Kinderarmut wurden sie auch immer wieder damit konfrontiert und erachten es als zentral, sich diesen Realitäten im täglichen sozialarbeiterischen Handeln bewusst zu sein.

Der Einblick ins Philosophieren mit Kindern sollte, wie eingangs erwähnt, dazu dienen, die Lesenden für die Wahrnehmung der Kinder zu sensibilisieren, um sich der Frage „Wie erleben Kinder Armut?“ anzunähern. In den folgenden Kapiteln sollen weitere Puzzlestücke geliefert werden.

3.2 Entwicklungspsychologie

Im vorangegangenen Kapitel wurde beschrieben, wie Kinder bereits früh die Fähigkeit besitzen, sich und ihre Sicht der Dinge mitzuteilen. In diesem Unterkapitel soll die Entwicklung der Kinder aus psychologischer Sicht dargestellt werden und Parallelen zu Zoller Morfs Darstellungen aufgezeigt, aber auch Widersprüchliches dargestellt werden.

Wieso soll aber die Entwicklungspsychologie einfließen? Sind diese Theorien und Darstellungen der Entwicklung von Kindern nicht ohnehin veraltet? Und wenn es ein Anliegen der Arbeit ist, die Kinderwahrnehmung zu gewichten, wieso eine Darstellung anhand von Theorien, welche von Erwachsenen geschaffen wurden?

Allgemein lässt sich sagen, dass der Mensch sich ständig entwickelt. In Kindertagen geschehen diese Entwicklungen wesentlich rasanter und werden von den Beteiligten auch gespannt erwartet und bewusst wahrgenommen. Entwicklungspsychologie soll einerseits in diese Arbeit einfließen, um darzustellen, dass Sozialarbeitende, egal in welchem Bereich und mit welcher Altersgruppe sie arbeiten, daran interessiert sind, Entwicklungen zu steuern, zu unterstützen oder Gewisses zu verhindern. Andererseits zeigt die Darstellung der Entwicklung anhand von Theorien wiederkehrende Erscheinungen und deren Zusammenhänge auf. Zudem wird offensichtlich, was sich alles auf die Entwicklung eines Menschen auswirken kann und was die Theorien über die Fähigkeit der Wahrnehmung der Kinder aussagen. In der Darstellung der Theorien wird allerdings stets von einem gesunden Umfeld und einer gesunden Entwicklung ausgegangen. Armut ist mit

einem hohen Stressfaktor für die Betroffenen verbunden und gilt als hoher Risiko-Status. Wieso aber nicht alle Kinder, die von Armut betroffen sind, mit psychischen Störungen auffallen, wird im Unterkapitel 3.3. Resilienz genauer beleuchtet.

Einen guten Überblick über Entwicklungstheorien gibt August Flammer in seinem Buch „Entwicklungstheorien, Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung“ (2009).

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass Entwicklung ein nicht umkehrbarer Prozess ist, in dessen Verlauf neue differenzierte psychische Strukturen die vorherigen Strukturen ablösen oder erweitern. (Helga Joswig, 2003)

Flammer führt hierzu an, dass ein vollständiger Konsens unter Entwicklungspsychologinnen und Entwicklungspsychologen über den Entwicklungsbegriff nicht existiert. Vielmehr geht jede einzelne Theorie vom eigenen Begriff aus. (2009, S. 18) Flammer stellt die Mannigfaltigkeit der Wortbedeutung deutlich dar. So bringt er Entwicklung mit Begriffen wie Veränderung oder Sozialisation in Verbindung. In dieser Arbeit steht der Entwicklungsbegriff im Zusammenhang mit einem bestimmten Lebensabschnitt, dem Kindesalter. Dies bedeutet, es handelt sich um die Individualentwicklung (Ontogenese), wobei das Augenmerk auf das Individuum, in diesem Falle auf das Kind gerichtet ist. Flammer seinerseits fügt an, dass eine Entwicklungstheorie möglichst generell formuliert sein sollte. Zudem ist sie nie losgelöst von der sich ebenfalls ständig entwickelnden Gesellschaft und dem Kulturkreise zu betrachten. Es existieren viele Entwicklungstheorien, die alle verschiedene Schwerpunkte setzten, die zu unterschiedlichen Zeiten verfasst wurden und aufgrund dessen unterschiedliche Menschenbilder beinhalten. Aber alle beeinflussten das heutige Wissen und tragen zum Weiterentwickeln neuer Theorien bei. (2009, S. 15 ff)

In diese Arbeit sollen einige Ansätze der Entwicklungspsychologie einfließen. Angefangen mit einer phänomenologischen Darstellung der Entwicklung von Körper und Geist, naturwissenschaftliche und biologische Veränderungen, welche ein gesunder Mensch bei idealen Umgebungsverhältnissen durchlebt. Danach soll ein Abriss der Theorie der psychosozialen Entwicklung von Erik H. Erikson umschrieben und die Bindungstheorie von John Bowlby und Mary Ainsworth vorgestellt werden. Theorien aus der ersten Generation des 20. Jahrhunderts messen allerdings die Entwicklung des Kindes an dem Entwicklungsstand eines Erwachsenen. (Ulrike Zach & Petra Künsemüller, 2001)

3.2.1 Phänomenologische Beschreibungen der Entwicklung

Kinder durchlaufen in den ersten Lebensjahren und in der Pubertät eine schnelle Wachstumsphase. Gerade das erste Lebensjahr ist geprägt vom Körperwachstum und der Reifung. Im Grundschulalter hingegen legt ein Kind nur mässig an Gewicht und Grösse zu.

Laut Angaben von Zach und Künsemüller (2001) wird in der Hirnforschung aufgezeigt, dass sich Hirnstrukturen und Hirnfunktionen ab dem fünften Lebensjahr rasant verändern. So erreicht das Gehirn bei einem fünfjährigen Kind bereits 90% des Gewichtes eines ausgewachsenen Gehirns. Auch neurobiologische Veränderungen, wie die Myelinisierung der Neuronen zur schnelleren Reizweiterleitung oder synaptische Verbindungen gleichen sich vermehrt dem erwachsenen Hirn an. Es wird im Zusammenhang mit dieser Entwicklung davon ausgegangen, dass bereits fünfjährige Kinder erste Fähigkeiten zeigen, sich selbst zu reflektieren.

Die Sprache und das Denken eines Schulkindes sind zu Beginn seiner Schulkarriere noch mehrheitlich anschauungsgebunden. Bereits Dreijährige können sich allerdings in Dialogform mit anderen unterhalten und haben die Fähigkeit, ihren Kommunikationsstil der Gesprächspartnerin und dem Gesprächspartner anzupassen. Dies ist wohl etwas, das sich Zoller Morf in ihren Programmen zunutze macht. Sie nimmt Kinder schon ganz früh als gleichgestellte Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner wahr. Die Sprache sowie die Emotionsregulation entwickeln sich während des Grundschulalters ganz enorm. Zudem wird auch das Wissen über Emotionen bestimmter Kinder im Alter von sechs Jahren wissen bereits, dass sich Gefühle verbergen lassen. Im Vorschulalter haben Kinder die Fähigkeit zu erkennen, dass andere Menschen andere Emotionen haben und in verschiedenen Situationen unterschiedlich reagieren können. Ausserdem kristallisiert sich die Fertigkeit der Perspektivenübernahme heraus.

Das Selbstwertgefühl, das subjektive Empfinden der Anerkennung der eigenen Person, wird im Grundschulalter, verglichen mit dem unkorrigierten, durchwegs positiven, Selbstwert aus früheren Kindertagen (Kleinkind- und Vorschulalter), zunehmend nach unten angepasst. So kommt es, mit dem Eintritt in die Grundschule und des hiesigen Schulsystems, zu Vergleichsprozessen unter den Kindern. Armut wird offensichtlich und wirkt stigmatisierend. (Zach & Künsemüller, 2001)

Diese hier kurz aufgeführten Punkte schlagen sich auch in den theoretischen Darstellungen der Entwicklungspsychologie nieder. Viele Entwicklungsschritte sind ohne die biologischen Grundlagen nicht möglich.

3.2.2 Theorie der psychosozialen Entwicklung von Erik H. Erikson

Nach den genannten phänomenologischen Beschreibungen der Entwicklung von Kindern, soll die Stufentheorie von Erik H. Erikson, Professor an der Harvard Universität für Entwicklungspsychologie, genauer betrachtet werden. Eriksons Werdegang und seine Bildung sind stark mit seinem Lebenslauf verbunden. So begegnet er in jungen Jahren durch seine Anstellung als Zeichnungslehrer Sigmund Freuds Psychoanalyse. Diese beeinflusste Eriksons Theorie grundlegend. (Flammer, 2009, S. 95)

So übernahm er zu grossen Teilen das Grundgerüst Freuds Phasentheorie, verwendete gar gleiche Begriffe und ging, ebenso wie Freud, vom Triebkonzept und vom Es und Ich aus. Erikson erweiterte seine Theorie um drei Stufen und den Kulturvergleich. Er teilte die Entwicklung des Menschen in acht Stufen auf, welche er wiederum in zehn Dimensionen beschrieb. Erikson ging davon aus, dass das Individuum auf jeder Stufe bestimmte Krisen zu bewältigen hat und dies sowohl positiv wie auch negativ tun kann. Von dieser Bewältigungsart hängt dann der weitere Verlauf der Entwicklung ab. Für diese Arbeit ist Eriksons Theorie interessant, da sie mit der Darstellung der Dimensionen, im Speziellen der Dimensionen Psychosoziale Krise, Psychosoziale Modalität und Umkreis der Bezugsperson Bereiche berührt, welche zum Verständnis der Wahrnehmung aus Kindersicht und der Thematik der Armut wichtig erscheinen. Zur Veranschaulichung wird im Folgenden eine tabellarische Darstellung der acht Stufen der Entwicklung nach Erikson aufgeführt. (Flammer, 2009, S. 96-102)

Stufe	A Psycho- sexueller Fokus (und Modalität)	B Psycho- sexuelle Modalität	C Psycho-soziale Krise	D Psycho-soziale Modalität	E Umkreis der Bezugs- personen	F Zentrale Stärke	G Kern- pathologie /elementare Apathie	H Elemente der Sozial- ordnung	I Ritualisierte Bindung	J Ritualismus
I Kleinkindheit	oral-respira- torisch, senso- risch-kinästhe- tisch	inkorporativ	Vertrauen vs. Mißtrauen	gegeben be- kommen, geben	Mutter resp. primäre Be- zugsperson	Hoffnung	Rückzug	Kosmische Ordnung	"numinos" ¹	"Idolismus" ²
II Frühe Kindheit	anal-urethral, muskulär	retentiv, elimi- nativ	Autonomie vs. Scham, Zweifel	halten und festhalten, lassen und loslassen	Eltern	Wille	Zwang	"Gesetz und Ordnung"	verständnis- voll	Legalismus
III Spielalter	infantil- genital, loko- motorisch	intrusiv, inklu- siv;	Initiative vs. Schuldgefühl	tun, tun-als-ob (=spielen)	Familie	Zielstrebigkeit	Hemmung	Ideale Leitbilder	dramatisch	Moralismus
IV Schulalter	"Latenz"		Werksinn vs. Minder- wertigkeits- gefühl	etwas "Richti- ges" machen, etwas mit anderen zusammen machen	Wohngegend, Schule	Kompetenz	Trägheit	Techno- logische Elemente	formal (technisch)	Formalismus
V Adoleszenz	Pubertät		Identität und Ablehnung vs. Identitäts- diffusion	Wer bin ich (Wer bin ich nicht)? Das Ich in der Gemeinschaft	eigene Gruppen, die "anderen". Führer-Vorbil- der	Treue	Zurück- weisung	Ideologische Weltansicht	ideologisch	Totalita- rismus
VI Junges Erwachsenen- alter	Genitalität		Intimität und Solidarität vs. Isolierung	Sich im anderen verlieren und finden	Freunde; sexu- elle Partner, Rivalen, Mitarbeiter	Liebe	Exklusivität	Arbeits- und Rivalitäts- ordnungen	affiliativ	Elitarismus
VII Erwachsenen- alter	(Fortpflan- zung)		Generativität vs. Selbstab- sorption	schaffen, ver- sorgen	Gemeinsame Arbeit, Zusam- menleben in der Ehe	Fürsorge	Ablehnung	Zeit- strömungen in Erziehung und Tradition	generational	Autoritarismus
VIII Hohes Alter	(generalisierte Sinnlichkeit)		Integrität vs. Verzweiflung	Sein, was man geworden ist; wissen, daß man einmal nicht mehr sein wird	Die Mensch- heit, Menschen meiner Art	Weisheit	Verachtung	Weisheit	philosophisch	Dogmatismus

1 Bezogen auf das Geheimnisvolle, das Göttliche / 2 Übermäßige Verehrung von Idolen oder von Göttern

Abb. 5: Die acht Stufen der Entwicklung nach Erikson (Quelle: Flammer, 2009, S. 97)

Die Stufe I betrifft die Kleinkindheit (erstes Lebensjahr). Auf dieser Stufe wird die Krise Vertrauen vs. Misstrauen ausgestanden. Dabei geht es in erster Linie darum, ein Urvertrauen aufzubauen. Ganz ähnlich oder gar gleich wie weiter in diesem Kapitel bei der Bindungstheorie beschrieben, lernt ein Kind in diesem Alter Vertrauen zu seiner primären Bezugsperson zu fassen. Durch das der Situation angepasste Verhalten der Bezugsperson gegenüber dem weinenden Kind wird ein Grundstein gelegt, welcher dem Kind eine Übereinstimmung zwischen der Welt und den persönlichen Bedürfnissen und ihrer Kontrollierbarkeit zeigt. Dies wiederum wird in Kapitel 3.3 Resilienz als Schutzfaktor erwähnt. (Flammer, 2009, S. 96-98)

Die Stufe II behandelt die frühe Kindheit (zweites. und drittes. Lebensjahr). Während dieser wird die Krise Autonomie vs. Scham und Zweifel ausgestanden. Während bei der ersten Stufe der Fokus auf der Bindung des Kindes zu seiner Hauptbezugsperson liegt, beginnt bei dieser Stufe der Loslösungsprozess – laut Flammer (2009, S. 98) „die Emanzipation von der Mutter“. Aber dieses Loslösen ist auch mit Risiken verbunden. Wird das Kind zu früh in die Autonomie entlassen, kann es dies als plötzlich schutzloses Dastehen empfinden. Das Kind erlebt das erste Mal Scham. Zweifel stellen sich ein, wenn das Umfeld, in diesem Falle die Eltern, nicht zuverlässig auf die Handlungen des Kindes reagieren. Wird also die psychosoziale Krise nicht positiv bewältigt, stellen sich Scham

und / oder Zweifel ein, was wiederum zu psychischen Auffälligkeiten im Verlauf der weiteren Entwicklung führen kann. Auch hier lässt sich eine Verbindung zur Bindungstheorie²² und zur Resilienzforschung²³ herstellen.

Die Stufe III beschäftigt sich mit dem Spielalter (viertes und fünftes Lebensjahr) und behandelt die psychosoziale Krise Initiative vs. Schuldgefühl. Ab diesem Alter kann ein Kind zwischen sich und anderen unterscheiden. Es hat laut Erikson nun ein Verständnis vom Ich und muss herausfinden, welche Art Person es werden will. Das Kind zeigt deswegen Initiative zur Erkundung seiner Welt, seiner Umgebung. Es erforscht neue Räume, neue Fragen und Rollen. Das Spielen als psychosoziale Modalität steht für das Ausprobieren neuer Rollen, z.B. Mutter- bzw. Vater-Spiele, Polizistin oder Polizist, Heldin oder Held etc. und kann beim Kind zu einer Schuldangst²⁴ führen. Diese Krise kann sich auf eine positive Art durch Identifikation mit der gespielten Rolle lösen. Vergleichsprozesse beginnen, allerdings stets mit Personen, die eine Art Heldeninnen- oder Heldenrolle spielen – Armut erlebt das Kind theoretisch also nur so, wie es die Eltern vorleben. (Flammer, 2009, S. 99)

Bei der Stufe IV steht das Schulalter (sechstes Lebensjahr bis Pubertät) im Zentrum. Die psychosoziale Krise dreht sich um Werksinn vs. Minderwertigkeitsgefühl. Das Kind ist nach all den bisherigen Krisen und Erfahrungen bereit für die Welt der Sachen. Dies bedeutet, es interessiert sich für „erwachsen-ernsthafte“ Lerngegenstände. Mit dem Schuleintritt wird die Motivation des Kindes geweckt, fleissig zu sein und Lesen und Schreiben zu lernen. Auf dieser Stufe wird in der Theorie von Erikson der Umkreis der Bezugspersonen erweitert. Das Kind versucht mit Fleiss, die Anerkennung seiner Lehrperson zu erhalten. Es entwickelt also einen „Werksinn“. Doch es steigt auch die Möglichkeit des Misslingens. Erlebt das Kind Erfolg wird es in seinem Ich, seinem Tun bestätigt. Umgekehrt bei Misserfolg – es entsteht ein Minderwertigkeitsgefühl. Zum ersten Mal auf der Dimension „Umkreis der Bezugspersonen“ erscheinen nun andere Personen als die Eltern oder die Familie. Das Kind lernt neue Bezugspersonen kennen, hat aber auch die Möglichkeit, sich an anderen Kindern zu messen, denn die Schule, die Wohngegend erweitern den Fokus. Das Kind vergleicht sich mit anderen Kindern. Armut wird für das Kind offensichtlich, ev. stigmatisiert es sich selbst oder wird stigmatisiert. (Flammer, 2009, S. 99 - 100)

²² Siehe Explorationsverhalten, S. 43

²³ Siehe Protektive Faktoren, Abb. 8, S. 52

²⁴ ausführlicher bei Flammer, 2009, S. 99

Erikson beschreibt noch vier weitere Stufen: Adoleszenz, junges Erwachsenenalter, Erwachsenenalter und hohes Alter. Diese werden in dieser Arbeit nicht erläutert, da vor allem die Entwicklung zwischen fünf- bis zwölfjährig interessiert. Also ein Alter, in dem Kinder hier in der Schweiz die obligatorische Schulzeit absolvieren und im Normalfall noch zuhause wohnen.

3.2.3 Bindungstheorie

Nach Erikson soll nun John Bowlbys Bindungstheorie erläutert werden. Er arbeitete in einer Gruppe Forschender, in welcher sich unter anderem auch Mary Ainsworth befand. John Bowlby trug mit der Entwicklung der Bindungstheorie wegweisend zur Geschichte der Entwicklungspsychologie bei. (Zach & Künsemüller, 2001)

Unter Bindung versteht Bowlby: „(...) ein Primärtrieb, der als prägungsähnlicher Prozess verstanden wird und dessen Anpassungswert die Suche nach Schutz in der Nähe der Mutter ist.“ Nach Ainsworth ist Bindung: „(...) ein Verhaltenssystem, das dafür zuständig ist, dass die Hauptpflegeperson beim Kind bleibt und ihm dadurch Schutz und Lernhilfe geben kann.“ (Marianne Schmid, 1998, S. 132)

In der Bindungstheorie wird davon ausgegangen, dass die Entwicklung einer sicheren Bindung zwischen Kleinkind und primärer Bezugsperson die Fähigkeit des Kindes im Erwachsenenalter stabile und intime soziale Beziehungen aufrecht zu erhalten, fördert (Definition Bindung, ¶1, 23. März 2011)²⁵.

Bereits ab Geburt hat ein Säugling die Fähigkeit, durch Schreien seine Bedürfnisse wie Hunger, Müdigkeit, Schmerz, Angst mitzuteilen und sichert sich somit die Zuwendung seiner Hauptbezugsperson. Im Verlaufe der ersten Lebensmonate spezifiziert sich dieses Verhalten auf wenige Bezugspersonen bis hin zur Etablierung einer personenspezifischen Bindung. (Feinfühligkeit, ¶2, 23. März 2011)

Die Funktion und die Wichtigkeit der primären Bezugsperson sind laut Bowlby auch zentral für die Entwicklung des Kleinkindes in anderen Bereichen. Er umschreibt dies als Explorationsverhalten. Darunter wird das neugierige Erforschen der Umwelt verstanden. Das Kind hat gelernt, dass seine Hauptbezugsperson erreichbar ist und braucht ihre Unterstützung in Momenten des Unwohlseins, der Angst etc. Dies bedeutet, dass die

²⁵ Folgende elektronische Quellen stammen von der Homepage der Universität Bielefeld, Bereich Pädagogik.
Impressum Jörg Herren und Doreen Glaser.
<http://www.uni-bielefeld.de/paedagogik/Seminare/moeller02/07bindung2/sub/index2.html>

Bindung zu einer Bezugsperson für die gesamte Entwicklung eines Kindes grosse Bedeutung hat. (Die sichere Basis, ¶1-¶2, 23. März 2011)

Bindungsforschende gehen davon aus, dass Menschen eine mentale Repräsentation von Bindung entwickeln. Diese sogenannten internalen Arbeitsmodelle speichern gemachte Erfahrungen und ermöglichen Einschätzungen über zukünftiges Geschehen. Bezogen auf die Bindung werden sie somit zu den Prototypen für die Bildung späterer Beziehungen und stehen für Bindungsqualität. Diese wiederum ist massgeblich für die Empathiefähigkeit und die soziale Kompetenz von Kindern. Zudem ist sie verantwortlich für den späteren Umgang mit eigenen Kindern, für die Anfälligkeit für psychopathologische Störungen, die Gestaltung von Liebesbeziehungen und die Entwicklung von metakognitiven reflexiven Fähigkeiten. (Internale Arbeitsmodelle, ¶1-¶4, 23. März 2011)

Eine gute Bindungsfähigkeit steht also im Zusammenhang mit der psychischen Gesundheit und ist zentral für die psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegen Entwicklungsrisiken, wie z.B. chronische Armut.

Weitere Informationen sind unter folgendem Link zu finden:

www.uni-bielefeld.de/paedagogik/Seminare/moeller02/07bindung2/sub/modelle.html

Entwicklung geschieht, sei es gewollt oder nicht. Mit der körperlichen Entwicklung wachsen auch die geistigen Fähigkeiten. Deswegen interessiert für diese Arbeit auch das Gebiet der Entwicklungspsychologie, eine Fachdisziplin, die sich ausschliesslich mit der Entwicklung auseinandersetzt. Es gibt verschiedene Theoretikerinnen und Theoretiker, die je nach Forschungstrend unterschiedliche Schwerpunkte legten. Viele davon wurden im Laufe der Zeit wieder aufgegriffen und weiterentwickelt. Deswegen sind diese Theorien wohl nie veraltet. Vielmehr aktivieren sie Forschende, Theoretikerinnen und Theoretiker sowie Praktizierende, sich mit ihnen auseinander zu setzen.

Aber wie die meisten theoretischen Konstrukte sind auch die beiden vorgestellten Theorien aus dem Blickwinkel Erwachsener geschrieben. Für diese Arbeit war aber trotz des angekündigten Perspektivenwechsels von Erwachsenensicht zu Kinderperspektive, zentral zu wissen, ab wann ein Kind die Fähigkeit besitzt, sich selbst und seine Welt wahrzunehmen. Wird nun die Brücke zu Zoller Morf geschlagen, scheint es, dass sich ihre Überlegungen weder mit den biologischen noch mit den entwicklungspsychologischen Theorien widersprechen. Aber, und dies ist auch für die sozialarbeiterische Arbeitsweise von grosser Bedeutung, Zoller Morf betrachtet bereits die Kleinsten als ebenbürtige Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner und hat erstaunliche Geschichten zu erzählen.

Die Thematik der Armut, welche die Kinder dieser Arbeit betrifft, ist ein Faktor im natürlichen Entwicklungsprozess, der sich negativ auswirken kann. Es soll nun auf die Resilienz eingegangen werden, um zu verdeutlichen, dass sich Armut nicht determinierend negativ auf die Entwicklung von Kindern niederschlagen muss.

3.3 Resilienz

Unsere Gesellschaft ist seit einigen Jahrzehnten einem Transformationsprozess mit vielen kontextuellen, strukturellen, familiären und sozialen Veränderungen ausgesetzt. Kinder, als Teil der Gesellschaft, müssen sich immer neuen Herausforderungen stellen. So gehört das Ausstehen von Unsicherheit, von Belastung und schwierigen Lebensbedingungen zum Alltag vieler Kinder, auch die Thematik der Armut. Bei einer derartigen Ansammlung an schwierigen Bedingungen ist von negativen Konsequenzen für die Entwicklung von Kindern auszugehen. Aber erstaunlicherweise wachsen viele Kinder zu kompetenten, leistungsfähigen und stabilen Persönlichkeiten heran. (Corina Wustmann, 2009, S. 14)

Wustmann arbeitet in ihrem Buch „Resilienz“ in überschaubarer Weise zentrale Aspekte der Resilienzforschung heraus. So wird im Folgenden der Begriff der Resilienz genauer beleuchtet, um dann später in dieser Arbeit Konsequenzen für das sozialarbeiterische Handeln zu ziehen.

Unter Resilienz wird die psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken verstanden. Dies bedeutet, die Fähigkeit einer Person oder auch eines sozialen Systems (z.B. der Familie), erfolgreich mit erschwerenden Lebensumständen umzugehen. An die Verwendung des Begriffes sind, laut Wustmann (2009, S. 18), zwei Bedingungen geknüpft, welche zentral sind. Demgemäss muss eine signifikante Bedrohung für die kindliche Entwicklung vorhanden sein und die belastenden Lebensumstände müssen erfolgreich bewältigt werden. So steht ein positives Entwicklungsbild eines Kindes nicht unbedingt im Zusammenhang mit Resilienz. Resilient sind demnach nur Kinder, die sich trotz massiver Beeinträchtigung positiv entwickeln. Dazu im Vergleich stehen jene Kinder, die unter den gleich widrigen Umständen, psychische Beeinträchtigungen davon tragen (Vulnerabilität²⁶).

²⁶ Unter Vulnerabilität wird die Verwundbarkeit eines Individuums gegenüber äusseren hinderlichen Einflüssen und der damit verbundenen höheren Bereitschaft eine psychische Erkrankung zu entwickeln, verstanden. (Wustmann, 2009, S. 22)

Resilienz ist allerdings kein angeborenes Persönlichkeitsmerkmal eines Kindes. Vielmehr entwickelt sich diese Fähigkeit im Verlaufe der Entwicklung und im Kontext der Kind-Umwelt-Interaktion. So wird Resilienz als dynamischer, transaktionaler Prozess zwischen dem Kind und seiner Umwelt dargestellt. Das bedeutet, dass sich früher gemachte Erfahrungen eines Kindes auf seine Entwicklung und vor allem auf seine Bewältigungsfähigkeiten auswirken. Bewältigt ein Kind eine schwierige und belastende Situation, geht es gestärkt aus dieser hervor und schafft somit günstige Voraussetzungen, kommende Anforderungen aussichtsreich zu bestehen. Das Kind wirkt folglich aktiv an der Gestaltung seiner Lebensumwelt mit. Es sind seine Wahrnehmung und sein Umgang mit der Stresssituation, die zu Lösung und Entspannung führen. (Wustmann, 2009, S. 28-29)

Resilienz ist zudem eine variable Grösse. Die Fertigkeit der Resilienz kann sich im Verlaufe der Entwicklung verändern. So können Kinder zu gewissen Zeiten resilient sein, zu anderen Zeitpunkten, unter anderen Bedingungen, empfindsamer reagieren. Wustmann erwähnt zudem, dass Resilienz in diversen Lebensbereichen unterschiedlich sein kann. Ein Kind kann zwar in seinen schulischen Leistungen durchaus resilient sein, aber hinsichtlich seiner sozialen Kontakte, aufgrund widriger Umstände im Elternhaus, nicht resilient sein. (2009, S. 30-32)

Für die vorliegende Bachelorarbeit scheinen zwei Aspekte der Resilienzforschung von Bedeutung zu sein. Wustmann (2009) stellt in ihrem Buch drei Aspekte der Resilienzforschung vor, wobei Punkt eins und zwei wichtige Blickwinkel für in dieser Arbeit auftretende Themen sind:

- 1) die positive, gesunde Entwicklung trotz andauerndem, hohem Risiko-Status, z.B. chronische Armut / niedriger sozioökonomischer Status, elterliche Psychopathologie, sehr junge Elternschaft (auch sog. Multiproblem-Milieus),
- 2) die beständige Kompetenz unter akuten Stressbedingungen, z.B. elterliche Trennung / Scheidung, Wiederheirat eines Elternteils, Verlust eines Geschwisters (sogenannte nicht-normative kritische Lebensereignisse),

- 3) die positive bzw. schnelle Erholung von traumatischen Erlebnissen wie
Tod eines Elternteils, sexueller Missbrauch oder Kriegserlebnisse.
(2009, S. 19)

Wustmann (2009, S. 19ff) unterscheidet somit zwei grundlegende Erscheinungen des Resilienzkonzepts. Zum einen den Erhalt der kindlichen Funktionsfähigkeit, zum anderen die Wiederherstellung der normalen kindlichen Funktionsfähigkeit.

Was nun aus den genannten Schilderungen heraus zu stechen scheint, ist, dass für die Verwendung des Begriffes der Resilienz verschiedene interagierende Faktoren erfüllt sein sollten, welche immer kontextabhängig wirken und interdisziplinär betrachtet werden. So ist auch das Konzept der Risiko- und Schutzfaktoren eng mit der Verwendung des Begriffes verbunden.

Um nun allerdings das Zusammenspiel der Risiko- und Schutzfaktoren zu verstehen, sollen beide Begriffe und ihre Bedeutung im Zusammenhang mit der kindlichen Entwicklung genauer ausgeführt werden.

3.3.1 Risikofaktoren

Norman Garmezy (1983, zit. in Manfred Laucht, 1999, zit. in Wustmann, 2009, S. 36) versteht unter einem Risikofaktor ein Merkmal, welches bei einer Gruppe von Menschen, im Vergleich zu einer Kontrollgruppe, zutrifft und sich dabei mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit negativ auf die sozial erwünschten Verhaltensweisen auswirkt. Doch, und dies ist von grosser Wichtigkeit, führen diese Faktoren nicht definitiv zu einem Auftreten einer psychischen Störung. Das Risikofaktorenkonzept ist demnach ein Wahrscheinlichkeits- und kein Kausalitätskonzept.

In der Entwicklungspsychopathologie werden zwei Entwicklungsgefährdungen unterschieden:

- **Vulnerabilitätsfaktoren**; dies sind biologische oder psychologische Merkmale eines Kindes, die wiederum in *primäre Vulnerabilitätsfaktoren* (das Kind weist diese von Geburt an auf, z.B. genetische Disposition, Frühgeburt, etc.) oder *sekundäre Vulnerabilitätsfaktoren* (das Kind erwirbt diese in der Interaktion mit seiner Umwelt, z.B. negatives Bindungsverhalten) eingeteilt sind.

- **Risikofaktoren bzw. Stressoren**; diese Merkmale betreffen die Familie oder die soziale Umwelt des Kindes und wirken sich entweder nur zu bestimmten Zeitpunkten aus (*diskrete Faktoren* z.B. kritische Lebensereignisse) oder überdauern den gesamten Entwicklungsverlauf (*kontinuierliche Faktoren*, z.B. sozioökonomischer Status der Familie). Zudem gibt es eine zusätzliche Unterscheidung zwischen *proximalen Faktoren* (wirken sich direkt auf das Kind aus, z.B. Streitigkeiten der Eltern) und *distalen Faktoren* (wirken indirekt über Mediatoren auf das Kind ein, d.h. dass sich chronische Armut über das Verhalten der Eltern auf das Kind auswirkt. Das Verhalten der Eltern ist demzufolge der Mediator.) (Wustmann, 2009)

Zur Veranschaulichung ein tabellarischer Überblick zu den Vulnerabilitäts-, wie Risikofaktoren, so wie ihn Wustmann (2009, S. 38ff) in ihrem Buch gibt.

- Prä-, peri- und postnatale Faktoren (z. B. Frühgeburt, Geburtskomplikationen, niedriges Geburtsgewicht, Ernährungsdefizite, Erkrankung des Säuglings)
- Neuropsychologische Defizite
- Psychophysiologische Faktoren (z. B. sehr niedriges Aktivitätsniveau)
- Genetische Faktoren (z. B. Chromosomenanomalien)
- Chronische Erkrankungen (z. B. Asthma, Neurodermitis, Krebs, schwere Herzfehler, hirnorganische Schädigungen)
- Schwierige Temperamentsmerkmale, frühes impulsives Verhalten, hohe Ablenkbarkeit
- Unsichere Bindungsorganisation
- Geringe kognitive Fertigkeiten: niedriger Intelligenzquotient, Defizite in der Wahrnehmung und sozial-kognitiven Informationsverarbeitung
- Geringe Fähigkeiten zur Selbstregulation von Anspannung und Entspannung

Abb. 6: Vulnerabilitätsfaktoren

(Quelle: Wustmann, 2009)

- Niedriger sozioökonomischer Status, chronische Armut
- Aversives Wohnumfeld (Wohngegenden mit hohem Kriminalitätsanteil)
- Chronische familiäre Disharmonie
- Elterliche Trennung und Scheidung
- Wiederheirat eines Elternteils, häufig wechselnde Partnerschaften der Eltern
- Arbeitslosigkeit der Eltern
- Alkohol-/Drogenmissbrauch der Eltern
- Psychische Störungen oder Erkrankungen eines bzw. beider Elternteile
- Kriminalität der Eltern
- Obdachlosigkeit
- Niedriges Bildungsniveau der Eltern
- Abwesenheit eines Elternteils/alleinerziehender Elternteil
- Erziehungsdefizite/ungünstige Erziehungspraktiken der Eltern (z. B. inkonsequentes, zurückweisendes oder inkonsistentes Erziehungsverhalten, Uneinigkeit der Eltern in Erziehungsverfahren, körperliche Strafen, zu geringes Beaufsichtigungsverhalten, Desinteresse/Gleichgültigkeit gegenüber dem Kind, mangelnde Feinfühligkeit und Responsivität)
- Sehr junge Elternschaft (vor dem 18. Lebensjahr)
- Unerwünschte Schwangerschaft
- Häufige Umzüge, häufiger Schulwechsel
- Migrationshintergrund
- Soziale Isolation der Familie
- Adoption/Pflegefamilie
- Verlust eines Geschwisters oder engen Freundes
- Geschwister mit einer Behinderung, Lern- oder Verhaltensstörung
- Mehr als vier Geschwister
- Mobbing/Ablehnung durch Gleichaltrige
- Außerfamiliäre Unterbringung

Abb. 7: Risikofaktoren

(Quelle: Wustmann, 2009)

Risikobedingungen werden aber selten isoliert betrachtet. Sie treten oftmals kumuliert auf und sind somit auch Indikatoren für einen Sammelpunkt von Risiken. Franz Petermann und Herbert Scheithauer (1999, zit. in Wustmann, 2009, S. 40) illustrieren dies an einem Beispiel von Kindern in chronischer Armut. So haben diese mit höherer Wahrscheinlichkeit arbeitslose, psychisch kranke oder alleinerziehende Eltern. Zudem leben sie häufig in beengten Wohnverhältnissen, haben schlechtere Ernährung und aufgrund dessen ein höheres Gesundheitsrisiko. Soziale Deprivation, schlechtere Bildungschancen und elterlichen Stress sind Erfahrungen, welche Kinder im Zusammenhang mit Armut ebenfalls gehäuft erleben²⁷.

²⁷ Wustmann (2009) bezieht sich hier auf Originalliteratur:

Opp, Günther & Fingerle, Michael (2000). Risiko und Resilienz in der frühen Kindheit am Beispiel von Kindern aus sozioökonomisch benachteiligten Familien: amerikanische Erfahrungen mit Head Start. In Hans Weiss (Hrsg.). *Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen* (S. 164-174). München: Ernst Reinhardt.

Nebst der Kumulierbarkeit der Risikobedingungen fallen noch weitere Faktoren ins Gewicht. So spielen das Alter und der Entwicklungsstand des Kindes, die Geschlechterzugehörigkeit und auch die subjektive Bewertung der Risikobelastung eine grosse Rolle. (Wustmann, 2009, S. 42ff)

Wie im vorangegangenen Unterkapitel 3.2 Entwicklungspsychologie beschrieben, haben Kinder nicht zu jedem Zeitpunkt ihrer Entwicklung die gleichen Fähigkeiten. Im Gegenzug sind sie aufgrund dessen auch nicht immer gleich empfindsam für Risikobedingungen.

Bei der Geschlechterzugehörigkeit sind laut verschiedenen Studien²⁸ Knaben in ihrem ersten Lebensjahrzehnt anfälliger auf Risikobedingungen (vor allem biologische Risiken, niedriger ökonomischer Status und familiäre Defizite). Mädchen reagieren in der Adoleszenzphase empfindsamer auf Risikobelastungen.

Um erneut auf den in dieser Arbeit angestrebten Perspektivenwechsel aus der Erwachsenen- zur Kindersicht aufmerksam zu machen, wird erneut bei Wustmann (2009, S. 43ff) erwähnt, dass die subjektive Bewertung einer Risikobelastung die Auswirkungen negativer Lebenserfahrungen mitbestimmt. Kinder erleben diese auf ihre eigene Weise und sollten bei der Bewertung der Risikosituationen miteinbezogen werden. Für die Handlungsweise in der Sozialen Arbeit ist dies von grosser Bedeutung, denn die Wertschätzung des Gegenübers dient der Beziehungsgestaltung und fördert den Selbstwert der Gesprächspartnerin oder des Gesprächspartners, unabhängig des Alters. Der Grundsatz der Sozialen Arbeit „Hilfe zur Selbsthilfe“ setzt bereits in der Beziehungsgestaltung an. So ist eine Intervention dann sinnvoll, wenn sie in die Lebenswelt der Klientel passt. Auch Zoller Morf gibt Eltern, Fachpersonen aus Pädagogik und anderen Bereichen mit ihren Anregungen zum Philosophieren mit Kindern, den Kindern somit einen gewichtigen Platz in der Mitgestaltung und Mitbestimmung ihrer Umwelt.

Fortsetzung S. 50: Mayr, Toni (2000). Entwicklungsrisiken bei armen und sozial benachteiligten Kindern und ihre Wirksamkeit früher Hilfen. In Hans Weiss (Hrsg.). *Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen* (S. 142-143). München: Ernst Reinhardt.

²⁸ Laucht, Manfred, Schmidt, Martin H. & Esser, Günther (2000). Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. *Frühförderung interdisziplinär*, 19 (3), S. 97-108.

Scheithauer, Herbert & Petermann, Franz (1999). Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kinder und Jugendlichen. *Kindheit und Entwicklung*, 8 (1), S. 3-4.

Kaplan, Howard B. (1999). Towards an understanding of resilience: A critical review of definitions and models. In Meyer.D. Glantz & Jeannette L. Johnson (Hrsg.), *Resilience and development: Positive life adaptations* (S. 17-83). New York: Kluwer Academic/Plenum Publishers.

Nach den Schilderungen und Ausführungen zu den Risikofaktoren, sollen auch die Schutzfaktoren genauer beleuchtet werden.

3.3.2 Schutzfaktoren

Michael Rutter (1990, zit. in Wustmann 2009, S. 44) definiert Schutzfaktor nicht, vielmehr werden unter risikomildernden bzw. schützenden Bedingungen psychologische Eigenschaften der sozialen Umwelt verstanden, die die Wahrscheinlichkeit eines Erscheinens psychischer Störungen mindern oder im Gegenzug die Wahrscheinlichkeit eines gesunden Ergebnisses steigern. Das Risikoschutzfaktorenkonzept soll allerdings nicht als Fehlen von Risiken betrachtet werden. Ein Schutzfaktor (Rutter, 1990, zit. in Wustmann, 2009, S. 45) ist vorwiegend dann wirksam, wenn eine Gefährdung besteht. Ist also keine Risikobelastung existent, wirkt sich der Faktor auch nicht schützend aus. In diesem Fall wird von entwicklungsfördernden Bedingungen gesprochen (Herbert Scheithauer, Franz Petermann & Kay Niebank, 2000, zit. in Wustmann, 2009, S. 45).

Im Allgemeinen sind risikomildernde Bedingungen zentral für den Prozess der Bewältigung von Stress- und Risikosituationen. Sie können die Anpassung eines Menschen an seine Umwelt erleichtern und somit ein Auftreten einer Störung erschweren. Schützende Bedingungen wirken daher wie ein Puffer gegen negative Effekte von Risikobelastungen.

Scheithauer und Petermann (1999, zit. in Wustmann, 2009, S. 46-47) erarbeiteten eine genaue Klassifizierung schützender Bedingungen:

- 1) *Kind bezogene Faktoren* sind Eigenschaften, die das Kind bereits bei der Geburt besitzt (z.B. positives Temperament)²⁹
- 2) *Resilienzfaktoren* sind Eigenschaften, die das Kind im Verlaufe seiner Entwicklung und der positiven Bewältigung anfallender Entwicklungsaufgaben sowie in der Interaktion mit seiner Umwelt erwirbt. Sie wirken sich bei Auftreten schwieriger Lebensumstände förderlich auf die Bewältigung eben dieser aus.
- 3) *Umgebungsbezogene Faktoren* sind Merkmale innerhalb einer Familie und im sozialen Umfeld des Kindes (z.B. Modelle positiven Bewältigungsverhaltens, stabile emotionale Beziehung zur Bezugsperson, etc.).³⁰

²⁹ Siehe Abb. 8 Personale Ressourcen, S. 52

³⁰ Siehe Abb. 9 Soziale Ressourcen, S. 53

Die drei Bereiche kindbezogene Faktoren, Resilienzfaktoren und umgebungsbezogene Faktoren sollten nicht getrennt voneinander betrachtet werden. Alle beeinflussen sich gegenseitig.

In der folgenden Tabelle werden protektive Faktoren, die für eine erfolgreiche Bewältigung auftretender widriger Lebensumstände zentral sind, aufgelistet:

Personale Ressourcen
<i>Kindbezogene Faktoren</i> <ul style="list-style-type: none"> ■ Positive Temperamenteigenschaften, die soziale Unterstützung und Aufmerksamkeit bei den Betreuungspersonen hervorrufen (flexibel, aktiv, offen) ■ Intellektuelle Fähigkeiten ■ Erstgeborenes Kind ■ Weibliches Geschlecht (in der Kindheit)
<i>Resilienzfaktoren</i> <ul style="list-style-type: none"> ■ Problemlösefähigkeiten ■ Selbstwirksamkeitsüberzeugungen ■ Positives Selbstkonzept/Selbstvertrauen/hohes Selbstwertgefühl ■ Fähigkeit zur Selbstregulation ■ Internale Kontrollüberzeugung ■ Realistischer Attribuierungsstil ■ Hohe Sozialkompetenz: Empathie/Kooperations- und Kontaktfähigkeit (verbunden mit guten Sprachfertigkeiten)/soziale Perspektivenübernahme/Verantwortungsübernahme/Humor ■ Aktives und flexibles Bewältigungsverhalten (z. B. die Fähigkeit, soziale Unterstützung zu mobilisieren, Entspannungsfähigkeiten) ■ Sicheres Bindungsverhalten (Explorationslust) ■ Lernbegeisterung/schulisches Engagement ■ Optimistische, zuversichtliche Lebenseinstellung ■ Religiöser Glaube/Spiritualität (Kohärenzgefühl) ■ Talente, Interessen und Hobbys ■ Zielorientierung/Planungskompetenz ■ Kreativität ■ Körperliche Gesundheitsressourcen

Abb. 8: Personale Ressourcen

(Quelle: Wustmann, 2009)

Soziale Ressourcen
<p><i>Innerhalb der Familie</i></p> <ul style="list-style-type: none"> ■ Mindestens eine stabile Bezugsperson, die Vertrauen und Autonomie fördert ■ Autoritativer/demokratischer Erziehungsstil (emotional positives, unterstützendes und strukturierendes Erziehungsverhalten, Feinfühligkeit und Responsivität) ■ Zusammenhalt (Kohäsion), Stabilität und konstruktive Kommunikation in der Familie ■ Enge Geschwisterbindungen ■ Altersangemessene Verpflichtungen des Kindes im Haushalt ■ Hohes Bildungsniveau der Eltern ■ Harmonische Paarbeziehung der Eltern ■ Unterstützendes familiäres Netzwerk (Verwandtschaft, Freunde, Nachbarn) ■ Hoher sozioökonomischer Status <p><i>In den Bildungsinstitutionen</i></p> <ul style="list-style-type: none"> ■ Klare, transparente und konsistente Regeln und Strukturen ■ Wertschätzendes Klima (Wärme, Respekt und Akzeptanz gegenüber dem Kind) ■ Hoher, aber angemessener Leistungsstandard ■ Positive Verstärkung der Leistungen und Anstrengungsbereitschaft des Kindes ■ Positive Peerkontakte/positive Freundschaftsbeziehungen ■ Förderung von Basiskompetenzen (Resilienzfaktoren) ■ Zusammenarbeit mit dem Elternhaus und anderen sozialen Institutionen <p><i>Im weiteren sozialen Umfeld</i></p> <ul style="list-style-type: none"> ■ Kompetente und fürsorgliche Erwachsene außerhalb der Familie, die Vertrauen fördern, Sicherheit vermitteln und als positive Rollenmodelle dienen (z.B. Nachbarn, Freunde, Erzieherinnen, Lehrer) ■ Ressourcen auf kommunaler Ebene (Angebote der Familienbildung, Beratungsstellen, Frühförderstellen, Gemeindeförderung etc.) ■ Gute Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeiten ■ Vorhandensein prosozialer Rollenmodelle, Normen und Werte in der Gesellschaft

Abb. 9: Soziale Ressourcen

(Quelle: Wustmann, 2009)

So wie die Risikofaktoren kumuliert werden, das heisst sich gegenseitig verstärken, können sich auch die Schutzfaktoren gegenseitig verstärken. Wustmann (2009, S. 47) macht in ihrem Buch darauf aufmerksam, wie sich risikomildernde Bedingungen gegenseitig summieren. Infolgedessen findet sie einen Erklärungsansatz dafür, wieso einige Menschen unter gegebenen widrigen Lebensumständen keine psychischen Beeinträchtigungen davontragen.

Wustmann beschreibt weiter (2009, S. 56) verschiedene Resilienzmodelle. Dabei handelt es sich um statistische Darstellungen des Zusammenspiels von Risikobedingungen und schützenden Bedingungen und deren Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung. Durch diese theoretische Darstellung ergeben sich verschiedene Möglichkeiten für Interventions- und Präventionsansätze. Wustmann unterscheidet vier verschiedene Modelle, wobei sie darauf aufmerksam macht, dass sich die verschiedenen Modellvorstellungen gegenseitig nicht ausschliessen und miteinander oder nacheinander wirken können:

Das **Modell der Kompensation** zeigt, wie das Ausmass der risikoerhöhenden Faktoren durch risikomildernde Faktoren kompensiert wird. Das heisst, je mehr risikomildernde Faktoren vorhanden sind, desto positiver wird das Entwicklungsergebnis und somit die Bewältigung der Risikosituation.

Dabei gibt es zwei verschiedene Formen des Modells. Einerseits das Haupteffekt-Modell, bei welchem davon ausgegangen wird, dass sowohl risikoerhöhende wie risikomildernde Faktoren direkt auf das Entwicklungsergebnis des Kindes einwirken. Die Präventions- und die Interventionsmassnahmen setzen dementsprechend bei der Erhöhung der Ressourcen und Schutzfaktoren an.

Andererseits wirken sich beim Mediatoren-Modell die risikoerhöhenden und die risikomildernden Faktoren indirekt, über einen Mediator, auf die Entwicklung des Kindes aus. Beim Mediator handelt es sich, wie bereits weiter oben erläutert, zum Beispiel um das Elternverhalten. So kann z.B. chronische Armut (Risikofaktor) durch das Vorhandensein eines sozialen Netzwerkes (Schutzfaktor) kompensiert werden, da sich die Eltern (Mediator) dadurch weniger belastet fühlen und so besser auf die Bedürfnisse des Kindes eingehen können. (Wustmann, 2009, S. 56ff)

Das **Modell der Herausforderung** beschreibt Risikobedingungen und Stress als Herausforderungen für das Kind. Bei deren Bewältigung gewinnt das Kind an Kompetenz und kann erneut auftretende Risikosituationen besser bewältigen. Stress- und Risikobedingungen müssen für das Kind allerdings bewältigbar und trotzdem nicht zu gering sein. Dabei wird davon ausgegangen, dass der Risikofaktor als potentieller Verstärker für erfolgreiche Anpassungsleistungen wirkt. Prävention und Intervention setzen hierbei bei der Bewertung der Risikosituation durch das Kind und bei der Förderung der Coping-Fähigkeiten³¹ an. Die Risikosituation soll als Herausforderung betrachtet werden und mit geeigneten Coping-Strategien bewältigt werden. (Wustmann, 2009, S. 56ff)

³¹ Bewältigungsfähigkeiten

Das **Modell der Interaktion** geht von der interaktiven Beziehung zwischen risikoerhöhenden und risikomildernden Faktoren aus. So wird dem risikomildernden Faktor kein wirksamer Effekt ohne die Anwesenheit einer Risikobedingung zugesprochen. Das bedeutet, dass sich z.B. eine Unterstützung durch Lehrpersonen bei armutsbetroffenen Kindern positiv auf ihre schulische Leistungsfähigkeit und ihre sozialen Kompetenzen auswirkt. Für Kinder, welche keiner Risikobedingung ausgesetzt sind, stellt dies keinen Schutzfaktor dar. Präventions- und Interventionsmassnahmen richten sich somit an konkrete Risikogruppen von Kindern. Auch das Sensibilisieren der Erziehungspersonen auf die Bedürfnisse jener Kinder, gelten als Massnahme dieser Art. (Wustmann, 2009, S. 56ff)

Das **Modell der Kumulation** ist eine Erweiterung des Interaktions-Modells, dabei werden die Effekte mehrerer risikoerhöhender bzw. -mildernder Faktoren addiert. Das heisst, je mehr risikoerhöhende Faktoren und je weniger risikomildernde Faktoren auftreten, desto grösser wird die Belastung für das Kind. So kann sich z.B. eine Scheidung von armutsbetroffenen Eltern auf die Entwicklung des Kindes negativ auswirken. Es entstehen für das Kind neben den bereits bestehenden finanziellen, auch zeitliche Einschränkungen im Kontakt zu seinen Eltern. (Wustmann, 2009, S. 56ff)

3.4 Schlussfolgerungen

Neben der Darstellung einiger entwicklungspsychologischer Theorien wurde in diesem Kapitel der Resilienzbegriff eingeführt. Festgehalten werden kann, dass aus den verschiedenen Theorien ähnliche Erkenntnisse bezüglich der Entwicklung der Kinder resultieren. Im Verlauf der Entwicklung ist das Kind immer kritischen Momenten ausgesetzt, aus welchen sich Entwicklungsdefizite ergeben können. Wenn ein Kind physisch gesund ist, entwickelt es sich grundsätzlich normal. Einen grossen Einfluss haben einerseits das familiäre und das soziale Umfeld, andererseits auch die strukturellen Gegebenheiten. Das Wissen um diese Fakten fliesst in die Resilienzforschung ein. Dies wiederum ermöglicht den Sozialarbeitenden in ihrer täglichen Arbeit Situationen einzuschätzen und adäquat darauf zu reagieren, was in den folgenden Kapiteln dargelegt wird.

4. Kinderarmut und Soziale Arbeit

Sozialarbeitende sind in ihrem Berufsalltag immer wieder mit Kinderarmut konfrontiert. Kinderarmut ist allerdings kein offensichtliches Problem. Sozialarbeitende beraten oft ausschliesslich erwachsene Personen zum Thema Armut. Kinder werden meistens nicht persönlich in ihrer Mitbetroffenheit erkannt.

Im folgenden Kapitel wird anhand einer Forschungsstudie aufgezeigt, wo Kinder aufgrund der Armut eingeschränkt sind. Zudem wird das Konzept der Früherkennung, Intervention und Prävention vorgestellt, um den Grundstein für sozialarbeiterische Handlungsansätze zu legen, welche in den nachfolgenden Kapiteln herausgearbeitet werden.

4.1 Spielräumekonzept

Wie bereits im Kapitel 2.4 Perspektivenwechsel Kinderarmutsforschung erläutert, wird die Thematik Kinderarmut in den deutschsprachigen Ländern erst seit einigen Jahren als gesellschaftliches und sozialpolitisches Problem anerkannt und genauer untersucht. Auch in Deutschland gab es bis anhin nur wenige empirische Studien. Chassé, Zander und Rasch, die Verfassenden des Buches „Meine Familie ist arm“, starteten deshalb eine Feldstudie mit dem Ziel, die Armut aus Sicht der Kinder erkennbar zu machen.

Sie fokussierten sich bei der Studie auf Kinder im Grundschulalter. Geführt wurden Gespräche mit den Kindern und deren Eltern, um die verschiedenen Muster der Deutung, Wahrnehmung und Bewältigung von Armut herauszuarbeiten.

Die Arbeit soll einen qualitativen Überblick über die Wechselwirkungen von benachteiligten kindlichen Lebenslagen geben und somit die Forschung der Armut und der Kindheit miteinander verbinden. Orientiert haben sie die Verfassenden dabei am eigens entwickelten Spielräumekonzept für Kinder. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 9)

4.1.1 Erklärung des Konzepts

Der Ursprung des Spielräumekonzeptes von Chassé et al. (2010) findet sich im Lebenslage-Konzept von Gerhard Weisser. Weisser ging es nicht primär um die Erschaffung eines Instrumentes für die wissenschaftliche Erforschung von Lebenslagen. Sein Konstrukt sollte der Entwicklung einer sozialpolitischen Theorie dienen und in erster Linie die Überwindung oder vielmehr die Minderung sozialer Ungleichheit thematisieren.

Später wurde das Weissersche Lebenslage-Konzept von der Sozialwissenschaftlerin Ingeborg Nahnsen weiterentwickelt. Ihre Absicht war es, das Konzept für die Forschung anwendbar zu machen. Nahnsen hat nicht auf eine spezifische Zielgruppe hingearbeitet, für sie standen alle menschlichen Individuen mit ihren Bedürfnissen im Mittelpunkt.

Die individuelle Realisierung und Entfaltung der Interessen werden zusammen mit der qualitativen und quantitativen Beschaffenheit der einzelnen Lebenslagebereiche – wie beispielsweise Bildung, Regeneration oder soziale Kontakte – betrachtet.

Die diversen (Handlungs-)Spielräume stehen zueinander in Wechselwirkung. Somit dient das Lebenslagekonzept der Analyse der individuellen Lebenschance der Menschen und ihrer Handlungsmöglichkeiten, wobei auch die unterschiedliche Ausgestaltung der Spielräume mit einfließt. Armut wird auf diese Weise als ein Zusammenspiel eingeschränkter Spielräume verstanden. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 52ff)

Aus den vorangehenden Überlegungen formulierte Nahnsen nachfolgende Spielräume:

1. Einkommens- und Versorgungsspielraum
2. Lern- und Erfahrungsspielraum
3. Kontakt- und Kooperationsspielraum
4. Regenerations- und Mussenspielraum
5. Dispositions- und Entscheidungsspielraum

Beim **Einkommens- und Versorgungsspielraum** geht es um die finanzielle Situation und die Verfügbarkeit materieller Güter der betrachteten Individuen.

Der **Lern- und Erfahrungsspielraum** zeigt das Mass der Entwicklung von Verstand- und Bildungsmöglichkeiten, wie auch die lebensabschnittsgerechte Disponibilität von Kenntnissen und Verhaltensweisen auf.

Im **Kontakt- und Kooperationsspielraum** werden soziale Kontakte unter anderem auf ihre Dauerhaftigkeit beurteilt.

Beim **Regenerations- und Mussenspielraum** werden die Erholung und die dafür vorhandene Zeit genauer beleuchtet.

Im **Dispositions- und Entscheidungsspielraum** kann die Einflussnahme auf die eigene Lebensgestaltung bzw. Lebenslage aufgezeigt werden. Ausserdem können auch wichtige gesellschaftliche Abläufe erörtert werden. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 52-55)

Chassé et al. griffen die fünf eben beschriebenen Spielräume in ihrem Konzept wieder auf. Zentral ist dabei die Feststellung, dass alle Dimensionen der Lebenslagen, die für die Erwachsenen wichtig sind, auch für die Kinder eine eigenständige Rolle spielen.

Allerdings erfahren sie aus kindlicher Perspektive teilweise andere Ausprägungen oder Gewichtungen.

Das Konzept wurde unter Berücksichtigung von aktuellen Diskussionen zum Kindeswohl und zu Kinderrechten erstellt. Im Fokus standen einerseits die Grundbedürfnisse und Interessen der Kinder, andererseits aber auch die vorhandenen Ressourcen, um das Wohlbefinden und eine gesunde Entwicklung der Kinder zu ermöglichen. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 59)

Die fünf Spielräume lassen sich detailliert wie folgt darstellen:

1. Einkommens- und Versorgungsspielraum

- a) Innerfamiliäre Ressourcenaufteilung bezogen auf die Grundversorgung (Ernährung, Kleidung, Wohnen)
- b) Taschengeld für Kinder, verfügbares Geld
- c) Kindliche Wahrnehmung des Einkommensspielraumes der Familie

2. Lern- und Erfahrungsspielraum

- a) Allgemeine und spezifische Anregung bzw. Förderung des Kindes durch Eltern und Umfeld/Netzwerk
- b) Ausserschulische Freizeitaktivitäten (wie z.B. Musikschule, Sport, kulturelle Angebote)
- c) Räumlicher Aktionsradius und sozialräumlicher Erfahrungsaustausch
- d) Schule als bildungsmässiges Lern- und Erfahrungsfeld
- e) Schule als sozialer Erfahrungsraum

3. Kontakt- und Kooperationsspielraum

- a) Familiäres soziales Netzwerk
- b) Kindliches Netzwerk (Schule, Nachbarschaft)
- c) Soziale Teilhabemöglichkeiten (Schulfahrten, Geburtstage, Einschränkungen durch die Eltern u.a.)
- d) Nutzungsmöglichkeiten von sozialer Infrastruktur (z.B. öffentliche/private Angebote für Kinder, Vereine)
- e) Spiel- und Freizeitmöglichkeiten (kann auch anderen Spielräumen zugeordnet werden)

4. Regenerations- und Mussenspielraum

- a) Wohnungsumfeld und Wohnsituation (Überschneidung mit Punkt 1)
- b) Freizeitaktivitäten (z.B. Ausflüge, Sport, freie Zeit zum Spielen)
- c) Alltagsstrukturen (Entlastungen/Belastungen)
- d) Familiäres Klima und Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen
- e) Besondere familiäre Belastungen

5. Dispositions- und Entscheidungsspielraum

- a) Inwiefern sind Kinder an der Ausgestaltung der sie betreffenden Dimensionen von Lebenslage beteiligt? (bezüglich Kleidung, Nahrung, Freizeitgestaltung, soziale Kontakte, u. a.)
- b) Welche Wahlmöglichkeiten haben Kinder? (z.B. was sie tun möchten, was sie interessieren würde)

Tab. 1: Darstellung des Spielraumkonzeptes von Nahnsen übertragen auf Kinder

(Quelle: Chassé et al, 2010, S. 62)

Chassé et al. (2010) formulierten zu den verschiedenen Spielräumen Fragen für die zu führenden Interviews.

Für den **Einkommens- und Versorgungsspielraum** sind dies beispielsweise:

- Inwieweit ist die Versorgung der materiellen Grundbedürfnisse (Ernährung, Kleidung, Wohnen, Gesundheit und Umgang mit Taschengeld) der Kinder gesichert?
- Ist diese Sicherstellung dauerhaft gewährleistet bzw. wie lange schon sind diesbezüglich Defizite hinzunehmen?
- Wo sehen die Eltern, wo die Kinder Defizite? (2010, S. 60)

Der Einkommens- und Versorgungsspielraum eines Kindes kann nicht losgelöst von der familiären Lebenslage betrachtet werden, da das Einkommen der Eltern diesen Spielraum massgebend beeinflusst. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 60)

Im **Lern- und Erfahrungsspielraum** spielen das soziale und kulturelle Kapital eine Rolle, welche für die Entwicklung des Kindes wichtig sind. Auf dieser Ebene geht es deshalb um Lern- und Aneignungsmöglichkeiten der Kinder in ihrem aktuellen Umfeld. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 61)

Zu stellende Fragen in diesem Zusammenhang sind laut Chassé et al.:

- Inwiefern werden die Lern- und Erfahrungsmöglichkeiten des Kindes durch die materiellen und immateriellen Dimensionen seiner (von den Eltern zu unterscheidenden) Lebenslage strukturiert? In der Familie und seiner ausserhäuslichen Lebenswelt? In der Schule?
- Welche Erfahrungsräume sind dem Kind zugänglich bzw. im Vergleich zu anderen verschlossen? (Aktionsräume) (2010, S.61)

Der **Kontakt- und Kooperationsspielraum** würde gemäss Chassé et al. genügend Material für eine eigene Analyse bieten. Der Spielraum wurde deshalb bewusst nur darauf untersucht, welchen Einfluss die finanzielle Situation auf die soziale In- bzw. Exklusion der Kinder hat. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 61)

Resultiert sind dabei beispielweise drei der folgenden Fragen:

- Inwiefern werden seine sozialen Kontakte – vor allem zu Gleichaltrigen – durch die materielle Lebenslage der Familie beeinflusst?
 - Wo bieten sich dem Kind Möglichkeiten zu stabilen sozialen Kontakten bzw. wird es dabei behindert oder unterstützt?
 - Macht das Kind soziale Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen?
- (2010, S. 61)

Äusserst wichtig ist für Chassé et al. die Betrachtung und Auswertung des **Musse- und Regenerationsspielraumes**. Denn Kinder haben in ihrem Alltagsleben einige Lern- und Entwicklungsaufgaben zu bezwingen und brauchen aus diesem Grunde viel Raum für Entspannung, Erholung und Ruhe.

Für den Musse- und Regenerationsspielraum stellen sich unter anderem folgende Fragen:

- Welche Spiel- und Regenerationsmöglichkeiten hat das Kind in der Familie und in seinem Wohnumfeld?
- Über welche Möglichkeiten der Freizeitgestaltung verfügt es? (in: Familie, Wohnumfeld, im Zugang zu sozialer Infrastruktur.) Gibt es gemeinsame Musse und Regeneration? (z.B.: Urlaub)?
- Wie wirkt sich das familiäre Klima auf die Musse- und Regenerationsmöglichkeit des Kindes aus? (2010, S. 63)

Im **Entscheidungs- und Dispositionsspielraum** wird schlussendlich untersucht, welche Einflussmöglichkeiten die Kinder in den anderen vier Spielräumen haben. Prinzipiell geht es um die Fragestellung nach Partizipations- und Gestaltungsmöglichkeiten der Kinder, sowie dem Einfluss der elterlichen Lebenslage auf die Spielräume der Kinder.

(Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 63)

Nachfolgend drei Fragestellungen zum genannten Spielraum:

- Welchen Einfluss hat es auf seine materielle Versorgung? Welche Optionen stehen ihm offen?
- Ist es in der Lage seine sozialen Kontakte — vor allem zu Gleichaltrigen — seinen Wünschen entsprechend zu gestalten?
- Hat es Wahlmöglichkeiten in seiner Freizeitgestaltung, in seiner Musse und Regeneration? (2010, S. 63)

Chassé et al. führten ihre Feldstudie zur Kinderarmut sowohl in einer ländlichen, wie auch einer städtischen Gegend von Thüringen (Deutschland) durch. Insgesamt wurden 14 Kinder zwischen sieben und zehn Jahren und ihre Familien befragt. Die Altersspanne von

sieben bis zehn Jahren wurde gewählt, da die Kinder in der Lage sein sollten, die Interviewinstrumente, die zum Teil in geschriebener Form vorlagen, zu verstehen. Ausserdem wird der Handlungsraum der Kinder in diesem Alter erweitert. Nicht mehr nur die Familie ist zentral, auch Gebiete wie die Schule, Peergroups oder die Nachbarschaft spielen eine Rolle und haben einen Einfluss auf das kindliche Erleben der Armut. Der inhaltliche Schwerpunkt lag vor allem auf der Untersuchung der Lebenslagen, sowie den sozialen und spezifischen Bewältigungsmuster der Kinder. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 65-67)

4.1.2 Auswertungen und Erkenntnisse des Spielräumekonzeptes

Nachfolgend werden die Auswertungen der Feldstudie von Chassé et al. skizziert. Durch die getrennte Befragung der Kinder und deren Eltern kann aufgezeigt werden, wie sehr die Wahrnehmung und die Bedeutung der Armut auseinander klaffen kann.

Zum **Einkommens- und Versorgungsspielraum** lässt sich bezüglich der Ernährung sagen, dass bei den untersuchten Familien reale Engpässe und Unregelmässigkeiten bestehen. Beispielsweise fällt bei einigen Familien das Frühstück oder das Mittagessen aufgrund der finanziellen Lage aus. Für die Kinder liegt die Schwierigkeit nicht darin, weniger zu essen zur Verfügung zu haben, sondern selbst nichts zur Änderung der Situation beitragen zu können. Auch besteht eine gewisse Angst, ausgeschlossen zu werden, wenn sie beispielsweise nicht am Mittagstisch der Schule teilnehmen können, da das Geld dafür fehlt. Die Kinder rechtfertigen diesen Umstand dann zum Teil mit Ausreden, dass sie das auswärtige Essen gar nicht mögen würden.

Beim Thema „Kleidung“ sind signifikante Unterschiede zwischen der erwachsenen und der kindlichen Sicht zu beobachten. Während bei den Eltern die Funktionalität im Vordergrund steht, ist es bei den Kindern ganz klar das Aussehen der Kleider. „Markenklamotten“ spielen nicht nur bei den älteren Kindern eine grosse Rolle, bereits Siebenjährige legen grossen Wert darauf. Dies wird damit erklärt, dass sich die Kinder mit ihren Kolleginnen und Kollegen vergleichen. Automatisch einher geht somit die soziale In- bzw. Exklusion im Schul- und Freizeitbereich. Die Kinder beschäftigt die Kleiderfrage somit viel mehr als die Ernährungssituation.

Auch das Wohnen ist für die Kinder sehr wichtig. Wiederum stehen aber nicht die materiellen Aspekte im Vordergrund, sondern eher die soziokulturellen. Diejenigen Kinder, welche ihr Zuhause und die Wohnumgebung als selbstgestaltbarer Lebensraum wahrnehmen, sind zufriedener, als diejenigen, die grosse Einschränkungen hinnehmen

müssen. Beispielsweise wird ein kleines Zimmer, das mit einem Geschwister geteilt werden muss, eher akzeptiert, wenn die Kinder dieses auch selber gestalten dürfen.

Ein fehlender Spielplatz in der Umgebung stellt für die Kinder ein enormes Manko dar. Der Kontakt zu anderen Kindern in der Freizeit ist somit für viele fast nicht möglich. Zehn der befragten 14 Kinder ist es nicht erlaubt, Gleichaltrige zum Spielen nach Hause zu bringen, dies aufgrund der Wohnungsgrösse und fehlenden Entspannungsmöglichkeiten der Erwachsenen.

Dementsprechend entstehen somit Einschränkungen, auf die die Kinder keinen Einfluss haben, was sich automatisch auf ihr Wohlbefinden und ihre Entwicklung auswirkt.

Ein äusserst wichtiges Fazit aus den Ergebnissen des Einkommens- und Versorgungsspielraumes ist, dass die Kinder die elterlichen Geldsorgen miterleben und mitspüren. Fatal wirkt sich somit eine Tabuisierung des Themas auf die Kinder aus, was bei der Hälfte der untersuchten Familien der Fall ist. Für die Kinder bedeutet das Alleingelassenwerden mit dem Thema eine zusätzliche Belastung. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 115-134)

Beim **Lern- und Erfahrungsspielraum** fanden Chassé et al. heraus, dass die Kinder Unterstützung bei der Erledigung ihrer Schulaufgaben erhalten. In den meisten Fällen geschieht dies jedoch ausserhaus, beispielsweise in einem Hort. Den Eltern fehlt es anscheinend oftmals an Zeit, den Kindern bei den Aufgaben zu helfen. Die Zeit mit den Eltern wiederum ist ein Faktor, welchen die Kinder allgemein bemängeln. Laut Aussagen der Kinder verbringen die Eltern viel zu wenig Zeit mit ihnen, was sie traurig stimmt.

Weiter wurde auch die Annahme bestätigt, dass die Kinder vorwiegend kostengünstige oder kostenfreie Freizeitaktivitäten ausüben, welche von öffentlichen Trägern oder Vereinen angeboten werden. Die Mehrzahl der Kinder äusserte jedoch den Wunsch nach dem Ausüben eines Musikinstrumentes, was bei den Familien aufgrund der materiellen Gegebenheiten oftmals nicht realisierbar ist, da beispielsweise der Klavierunterricht sehr teuer ist. Die Kinder sind somit auf öffentliche Angebote angewiesen und in ihrer Entscheidungsfreiheit bei den Freizeitaktivitäten im Gegensatz zu anderen Kindern eingeschränkt.

Der sozialräumliche Radius der Kinder ist aufgrund der finanziellen Situation der Familien eher beschränkt. Dies hat einerseits mit dem jeweiligen Wohnumfeld, andererseits mit der begrenzten räumlichen Mobilität der Eltern zu tun. Die Kinder welche auf dem Land leben, sind in ihrem Aktionsradius stärker eingeschränkt, als diejenigen, die in der Stadt leben. Die Mobilität ist auf dem Land kostenintensiver und stellt somit ein Hindernis dar. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 134-154)

Vor allem das verwandtschaftliche Netzwerk ist beim **Kontakt- und Kooperationsspielraum** der untersuchten Kinder von zentraler Bedeutung. Meistens sind es die Grosseltern, welche die Familien nach Kräften unterstützen, sei dies im finanziellen Bereich, bei der Erfüllung von Kinderwünschen oder Entlastung der Eltern bei der Betreuung und Versorgung der Kinder. Den Grosseltern gelingt es somit teilweise den Aktionsradius und den Erfahrungsspielraum der Kinder zu erweitern, wobei zudem der sozialisatorische Aspekt nicht unterschätzt werden darf.

Chassé et al. betonen die Wichtigkeit von sozialpädagogischen Einrichtungen, wie zum Beispiel ein Kindertreff. Für viele der Kinder bilden diese Einrichtungen die einzige ausserschulische Möglichkeit ein soziales Kontakt- und Kooperationsnetz aufzubauen.

(Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 154-178)

Um Näheres über den **Regenerations- und Mussenspielraum** zu erfahren, stellten Chassé et al. Fragen zu den Wohnverhältnissen, zur Alltagsstruktur und zur familiären Freizeitgestaltung. Die engen Wohnverhältnisse werden von den Kindern als negativ empfunden, es fehlt ihnen an Rückzugs- und Spielmöglichkeiten. Auch der zeitliche Faktor ist für die Regeneration von Bedeutung. Die meisten Kinder gehen nach der Schule in den Hort. Dort können sie zwar bis am frühen Abend spielen, wiederum fehlt ihnen aber dann die Rückzugsmöglichkeit für die Erholung und Entspannung. Sie haben wenig Zeit zur Verfügung, die sie eigenständig gestalten können.

Zur gemeinsamen Freizeit von Eltern und Kindern lässt sich sagen, dass kindsbezogene Freizeitgestaltung eher selten vorkommt. Häufig scheitert dies durch die nicht oder nur wenig vorhandenen materiellen und kulturellen Ressourcen der Familien. Besonders einschneidend erleben die Kinder die nicht erfüllbaren Wünsche nach gemeinsamen Ferien.

Weiter wurde das Familienklima beleuchtet. Die finanzielle Situation und ihre Folgeprobleme belasten die Eltern stark, dies bekommen die Kinder weitgehend mit. Doch benennen Kinder und Eltern unterschiedliche zusätzlich belastende Probleme. Bei den Kindern sind dies in erster Linie die fehlende elterliche Zuwendung oder Erfahrungen der Ausgrenzung und Stigmatisierung. Bei den Eltern sind es eher unsichere Beschäftigungsverhältnisse, Verschuldung oder drohender Wohnungsverlust.

Chassé et al. können mit ihrer Studie klar belegen, dass der Regenerations- und Mussenspielraum der untersuchten Kinder eingeschränkt ist. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 178-197)

Der **Dispositions- und Entscheidungsspielraum** kann als Resümee der vorangegangenen Spielräume bezeichnet werden. Wo erfahren die Kinder aufgrund der Armut in den anderen Spielräumen Einschränkungen? Wo sind sie in ihrer Entscheidungskompetenz beschnitten?

Wie bereits vorgängig erwähnt, können die Kinder beim Einkommens- und Versorgungsspielraum nicht die Kleider tragen oder ihr Zimmer so einrichten, wie sie es möchten. Auch beim Lern- und Erfahrungsspielraum haben die Kinder beispielsweise keinen Einfluss darauf, wie viel Zeit sie mit den Eltern verbringen können oder es ist ihnen wegen der finanziellen Lage unmöglich, ein bestimmtes Musikinstrument zu spielen.

Beim Kontakt- und Kooperationsspielraum fehlt es einigen Familien wiederum an Mobilität, was z.B. einen Besuch einer Freizeitaktivität verunmöglicht.

Wesentliche Einschränkungen erfahren die Kinder auch im Regenerations- und Mussenspielraum, wo es ihnen an Rückzugs- oder Spielmöglichkeiten fehlt.

In allen Spielräumen sind die untersuchten von Armut betroffenen Kinder stärker eingeschränkt als ihre Altersgenossinnen und Altersgenossen und es fehlt ihnen an eigenen Dispositions- und Entscheidungsmöglichkeiten. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 198-211)

Chassé et al. halten bei der Spielräume-Auswertung abschliessend fest, dass die Kinder in ihrer Gestaltung der Lebenslage in hohem Masse von den Eltern und deren materiellen Ressourcen abhängig sind. Ausserdem zeigt die Studie, wie unterschiedlich die Armut von Eltern und Kindern erlebt wird und die Perspektiven auseinander gehen. Die Definitionen und die Rangfolge von Problembereichen werden von Kindern und Eltern unterschiedlich bewertet. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 211)

Weiter untersuchten Chassé et al. auch die **Bewältigungsformen** der Eltern und deren Auswirkungen auf die Kinder. Die Eltern erleben einen hohen Druck durch die Faktoren der Armut. Beispielsweise die Erwerbslosigkeit und die daraus folgende Entregelung des Alltages, der Verlust der sozialen Integration oder starke familiäre Konflikte stellen enorme Belastungen dar. Viele Eltern leiden selbst so stark unter dieser Situation, dass die Kinder und deren Bedürfnisse fast vergessen gehen. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 237ff)

Chassé et al. konnten bei ihrer Untersuchung drei Bewältigungsstrategien der Eltern entziffern. Die positive, die ambivalente und die negative Strategie.

Die *positive Bewältigungsstrategie* basiert auf Kommunikation und Transparenz. Die Eltern erachten es als ihre Aufgabe, die materielle Situation mit ihren Kindern zu thematisieren und nachvollziehbar zu machen. Die Eltern unterstützen die Kinder auch bei

ihren aus der Armut resultierenden Problemen (beispielsweise Einschränkungen bei Geburtstagen oder Ausflügen) und vermitteln ihnen Möglichkeiten zur kindgerechten Bearbeitung und Bewältigung. Für die Kinder sind das Thematisieren, die Unterstützung und die Vorbildfunktion der Eltern äusserst zentral, denn es besteht eine gewisse Gleichgerichtetheit der Eltern und der Kinder im Umgang mit der Armut. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 237-244)

Chassé et al. identifizierten allerdings auch die ambivalente und die negative Bewältigungsstrategien der Eltern, die auf dem ganzheitlichen oder teilweisen Verschweigen der Armutssituation basieren. Bei der *ambivalenten Strategie* wird den Kindern die finanzielle Situation als problematisch erklärt, es folgen jedoch keine Kompromisslösungen in Zusammenarbeit mit den Kindern oder handlungspraktische Unterstützung (beispielsweise Sparen oder Tauschen mit Gleichaltrigen). Dies wirkt sich gemäss den Ergebnissen von Chassé et al. sehr belastend auf die Kinder aus und verwirrt sie. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 237-244)

Noch gravierender scheint die *negative Bewältigungsstrategie* der Eltern zu sein. Verschweigen oder negieren Eltern die Armutssituation, wird dem Kind eine Interpretationsebene für andere Alltagssituationen genommen. Dies führt zur Desorientierung und Überforderung des Kindes. Viele der befragten Kinder, deren Eltern nicht über die Armut reden, fühlen sich zudem von ihnen im Stich gelassen. (Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 237-244)

Chassé et al. entdeckten bei ihrer Feldstudie viele Lücken in den Angeboten für Kinder und schlossen ihren Bericht mit konkreten Forderungen ab. Die Studie bezieht sich auf Deutschland, jedoch sind den Autorinnen bei der Erarbeitung ihrer Bachelorthesis genau dieselben Defizite in der Schweiz aufgefallen.

Beispielsweise mangelt es an Kindertagesstätten oder an Infrastruktur und Dienstleistungsangeboten, die der Benachteiligung entgegen wirken könnten.

Weiter bestehen zu wenig Freizeitangebote, die kostengünstig sind und somit auch die Teilnahme für die von Armut betroffenen Kinder ermöglichen würden.

Zudem gibt es nicht überall gruppenunspezifische Angebote, wie zum Beispiel Familienzentren, wo Kinder und Eltern gemeinsam unterstützt werden könnten.

(Chassé, Zander & Rasch, 2010, S. 322-343)

4.2 Konzept der Früherkennung, Intervention und Prävention

Die im folgenden Kapitel dargelegten Konzepte der Früherkennung, Intervention und Prävention können helfen, armutsbedingte Brüche in der „Normalbiografie“ aufzufangen, dies auch in der vorliegenden Bachelorarbeit bei der betroffenen Altersgruppe. In der Sozialen Arbeit, sei es in Kinder- und Jugendberatungsstellen, Schulsozialarbeit in Quartierzentren, betreuten Kinderspielplätzen oder in der Kinderanimation werden die Handlungsprinzipien der Früherkennung, Intervention und Prävention bereits teilweise angewendet.

Kurt Gschwind und Uri Ziegele (SozialAktuell, S. 12ff, 2010) umschreiben Früherkennung, Intervention und Prävention wie folgt: Von Intervention kann dann gesprochen werden, wenn eine aktuelle Gegebenheit als Problem wahrgenommen wird und durch Intervention, also durch eingreifende Mechanismen, unmittelbar gelindert werden soll. Prävention hingegen versucht, zukünftige Probleme anhand von Ursachenbehandlung zu verhindern bzw. zu mindern. Intervention und Prävention stehen immer in Zusammenhang, d.h. jede Intervention hat auch einen präventiven Charakter und jede Prävention auch einen unmittelbar Eingreifenden.

Die Früherkennung versucht, wahrgenommene soziale Probleme auf drei Ebenen zu strukturieren:

1. Systematisierung von beobachteten Anzeichen für Problemverhinderung;
2. Austausch der Beobachtungen und
3. Einleitung von früh behandelnden Massnahmen.

Die Früherkennung kann nicht losgelöst von der Intervention und der Prävention betrachtet werden und wird wie folgt dargestellt:

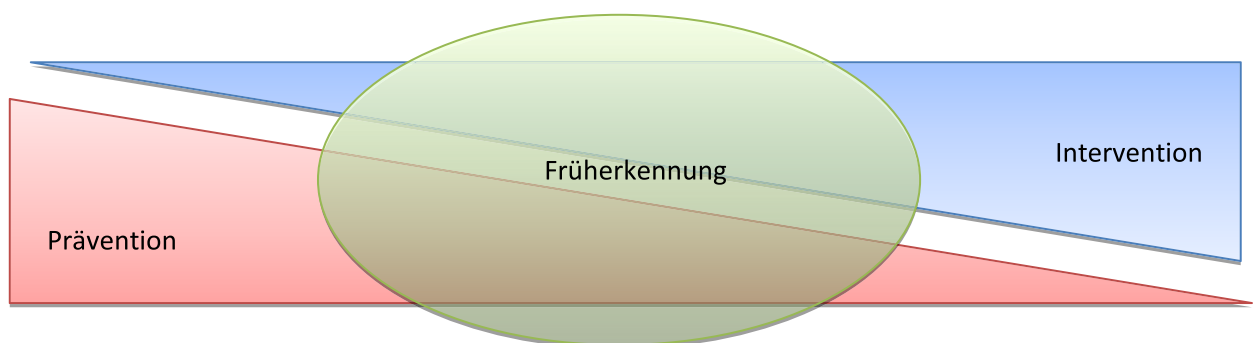


Abb. 10: Früherkennung, Intervention und Prävention visualisiert nach Gschwind und Ziegele

(Quelle: Fabienne Friedli, 2011)

4.2.1 Früherkennung

Das System der Früherkennung steht im Zusammenhang zu der Intervention und der Prävention, wird jedoch als Metafunktion wahrgenommen. Die Früherkennung hat nach Martin Hafen (2007, S. 70) zum Ziel, Anzeichen von möglichen Problemstellungen zu erkennen und frühzeitig behandelnd einzugreifen. Gschwind und Ziegele (2010) definieren Früherkennung etwas ausführlicher: Soziale Herausforderungen seien früh zu erkennen, einzuordnen, mit anderen Fachpersonen auszutauschen und allenfalls erste Massnahmen einzuleiten. Die Arbeit im Früherkennungsbereich verlangt sensibles und genaues Beobachten und intelligente Vernetzung, ohne den Datenschutz³² der betroffenen Kindern und Familien zu verletzen.

Ebenfalls dürfen betroffene Personen durch Früherkennung nicht zusätzlich stigmatisiert werden. Die Früherkennung sollte also sensibel durchgeführt werden, ohne zusätzlichen Schaden (Ausgrenzung, Sonderbehandlung) anzurichten. (Hafen, 2007, S. 70ff)

Die Früherkennung richtet sich, im Gegensatz zur Prävention, an bestimmte, gefährdete Personen. Prävention hingegen orientiert sich breitflächig an universellen Personengruppen. Weiter greift die Früherkennung der Intervention vor, was sich an den drei Ebenen der Früherkennung (nach Hafen, 2007, S. 72ff) darlegen lässt:

1. Anzeichen, die beobachtet und erkannt werden sollen, müssen bestimmt werden;
2. Austauschgelegenheiten für die Früherkennenden müssen verbindlich organisiert und weiteres Vorgehen geplant werden;
3. Frühbehandlung muss erwartbar sein, das heisst bestimmte Anzeichen lösen ein einheitliches Vorgehen aus und führen zu einer Intervention.

³² Der Datenschutz wird in der Schweiz als sehr wichtig erachtet. Entsprechende Informationen und Gesetze finden Sie unter <http://www.edoeb.admin.ch/faq/00786/index.html?lang=de>

Weiter Informationen zur umstritten Generalvollmacht im Rahmen der Sozialhilfe finden Sie beispielsweise unter <http://referendum-sozialhilfegesetz.ch/datenschutz-fuer-alle/Zusammenfassung+der+Medienkonferenz+vom+23.+Februar+2011/>

4.2.2 Intervention

Eine Intervention ist nach Susanne Zank und Margret Baltes (1999; zit. in Konrad Bundschuh und Johannes Bach, 2009, S. 35) „ein geplanter Versuch (...), etwas oder jemanden zu verändern“. Martin Hafen (2005, S. 27ff) beschreibt die Intervention als Prozesseingriff, sei er kommunikativ oder physisch. In dieser Bachelorarbeit wird auf die kommunikative Intervention Bezug genommen: Auf den Versuch, Systeme, seien sie psychischer und sozialer Natur, durch Kommunikation, beispielsweise in Form von Informationsweitergabe, Erziehung, Bildung, Befehle, Appelle, etc. zu bestimmten Erneuerungen zu bewegen. Die Systeme, in denen interveniert werden soll, sind operativ geschlossen. Dies bedeutet, dass angestrebte Veränderungen durch Fachpersonen nicht direkt-kausal erreicht werden können, sondern darauf beschränkt sind, Kommunikationssysteme (anhand von Beratungen, Sitzungen, Bildung) zu initiieren und zu hoffen, dass diese im System Veränderungen und somit Lernprozesse und Weiterentwicklung ermöglichen.

Ob eine Intervention erfolgreich war oder nicht, wird oft von der beratenden Person in einem bestimmten Zeitraum anhand bestimmter erfüllter oder unerfüllter Kriterien bewertet. Peter Fuchs (1992; zit. in Hafen 2005, S. 28) stellt fest, dass eine Intervention eine „sozial fungierende Konstruktion“, eine „zeitlich und räumlich eng beschränkte Festschreibungen von Operationen und Strukturen, die in Wirklichkeit gerade nicht stehen bleiben, sondern sich im autopoietischen³³ Prozess laufend reproduzieren respektive neu anordnen“ ist.

Gerald Caplan (1964; zit. in Bundschuh und Bach, 2009, S. 36) unterscheidet drei Formen von Intervention:

1. *Primärintervention* hat zum Ziel, negativ zu bewertende Ereignisse zu verhindern. Darunter wird heute die Prävention verstanden.
2. *Sekundärintervention*, wird auch kurative Intervention genannt, und ist darauf ausgerichtet, bereits bestehende Unstimmigkeiten zu korrigieren, abzuwenden oder zu heilen.

³³ Autopoiesis (oder Autopoiese) ist die Fähigkeit, sich selbst erhalten, wandeln, erneuern zu können.
<http://www.duden.de/rechtschreibung/Autopoiese>

3. *Tertiärintervention* wird auch rehabilitative oder kompensatorische Intervention genannt und soll vermeiden, dass sich bestehende Störungen und Behinderungen weiter festigen und möglicherweise Sekundärbeeinträchtigungen hervorrufen.

4.2.3 Prävention

Prävention werden diejenigen Massnahmen genannt, „die eine Übereinstimmung der Gesellschaftsmitglieder mit vorgegebenen Normalitätsstandards erzeugen und nachfolgend stabilisieren, um dadurch Störungen der gesellschaftlichen Ordnung von vornherein zu verhindern“ (Helmut Lukas, 2008, S. 665).

Hafen (2007, S. 76) formuliert Prävention etwas knapper: Prävention sei eine ursachenbehandelnde Tätigkeit, die versucht, künftig auftretende Probleme, also noch nicht bestehende Probleme, im Vornherein zu vermeiden, das heisst gar nicht erst entstehen zu lassen.

Es bestehen verschiedene theoretische Unterteilungen der Prävention. Zuerst gilt es die Handlungsebenen zu unterscheiden:

- Die personale und
- die strukturelle Präventionsebene.

Strukturelle Präventionsmassnahmen beziehen sich auf eine spezifische Betrachtung und Bewertung von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen und haben zum Ziel, für benachteiligte Bevölkerungsgruppen einer Gesellschaft bestmögliche Rahmenbedingungen zu schaffen. Die Präventionsmassnahmen können beispielsweise im Rahmen von Kampagnen, Gesetzesänderungen oder Workshops im öffentlichen Raum durchgeführt werden – strukturelle Prävention ist also vielfältig und universell. (Lukas, 2008, S. 665)

Personale Präventionsmassnahmen haben einen unmittelbaren Bezug zu den Adressierten und deren besonderen Lebensumstände. Personale Prävention ist demnach begrenzt rationalisierungsfähig und interaktionsintensiv. (Lukas, 2008, S. 665)

Weiter wird die unter Intervention beschriebene Unterscheidung von Caplan auch in der Prävention genannt. Wingert Gordon (1987, zit. in Hafen, 2007, S. 82) vertieft Caplans Idee weiter und trennt zudem in universelle, selektive und indizierte Prävention. Die universelle Prävention kommt der strukturellen Prävention gleich; arbeitet also nach dem

Giesskannenprinzip. Die selektive und die indizierte Prävention bewegen sich auf der personalen Ebene mit Gruppen und Einzelpersonen: Die selektive Prävention richtet sich an Zielgruppen mit Risikoverhalten oder –faktoren; die indizierte Prävention an Personen, bei denen das Problem schon erkannt wurde.

Zur besseren Übersicht werden nachfolgend die erwähnten Konzepte tabellarisch dargestellt:

Nach Lukas	Strukturelle Prävention	Personale Prävention	
Nach Caplan	Primärprävention	Sekundärprävention	Tertiärprävention
Nach Hafen	Prävention	Früherkennung	Behandlung
		Frühbehandlung	
Nach Gordon	Universelle Prävention	Indizierte Prävention	
	Selektive Prävention		

Tab. 2: Gegenüberstellung Präventionstheorien

(Quelle: Fabienne Friedli, 2011)

Hafen (2007, S. 85) differenziert zusätzlich zu den genannten Ebenen und arbeitet mit den Begriffen Prävention, Früherkennung/Frühbehandlung und Behandlung. Unter Prävention versteht Hafen die Bemühungen, ein noch nicht bestehendes Problem zu verhindern, wie anfangs dieses Unterkapitels definiert: Die Früherkennung / Frühbehandlung³⁴ als Massnahme, die beobachtend systematisiert und austauscht. Die Tertiärprävention nennt Hafen Behandlung; wobei darunter Intervention³⁵ verstanden werden kann.

³⁴ Siehe Unterkapitel 4.2.1

³⁵ siehe Unterkapitel 4.2.2

4.3 Schlussfolgerungen

In diesem Kapitel erhielten die Lesenden einen Einblick in das Spielräumekonzept von Chassé et al. Die mitunter wichtigsten Erkenntnisse aus dieser Forschungsstudie sind die unterschiedliche Problemsicht der Kinder und der Erwachsenen, sowie die Feststellung der hohen Abhängigkeit der Kinder von den materiellen Ressourcen der Eltern. Ausserdem wirken sich die Armutsbewältigungsstrategien der Eltern in hohem Masse auf das kindliche Wohlbefinden aus und spielen eine grosse Rolle für deren Umgang mit der Armutsthematik.

Chassé et al. benannten in ihrem Forschungsbericht Lücken in den Angeboten für armutsbetroffene Kinder. Auch in der Schweiz mangelt es an eben diesen Angeboten. Das Erkennen dieser Lücken ist für die Soziale Arbeit von zentraler Bedeutung. Mit dem Konzept der Früherkennung, Intervention und Prävention ist es möglich auf verschiedenen Ebenen zu handeln.

Im fünften und sechsten Kapitel werden die hier gewonnen Feststellungen an verschiedenen Stellen aufgegriffen und mit sozialarbeiterischen Tätigkeiten verknüpft.

5. Praxisbeispiel anhand des Luzerner Modells

In diesem Kapitel wird ein real existierender Fall bei den Sozialen Diensten einer Gemeinde dargestellt. Dieser ist ein Abbild der Themen der vorliegenden Bachelorarbeit, welche im sozialarbeiterischen Alltag vorkommen – ein Paradebeispiel, da es sich um eine alleinerziehende Mutter handelt, welche Sozialhilfe bezieht und deshalb von Armut betroffen ist. Auch diese Einelternfamilie ist, wie die meisten, durch Scheidung entstanden, wobei das Kind bei der Mutter lebt. Auffällig ist zudem, dass das vorliegende Fallbeispiel viele Aspekte der Forschungsergebnisse von Chassé et al. bezüglich armutsbedingter Einschränkungen der Spielräume widerspiegelt.

Zur Abhandlung und Strukturierung des Falles wird das multiperspektivische Handlungsmodell der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, verwendet. Das sogenannte Luzerner Modell stellt die Phasen des Problemlösungsprozesses dar, trägt somit der Komplexität sozialer Probleme Rechnung und dient zur Orientierung im Denken und Handeln. Der Wissensvorrat, sowie die eigenen Werthaltungen und diejenigen der Klientel können im Modell integriert werden. Ausserdem ist es zirkulär und systemisch aufgebaut, was eine flexible Arbeitsweise bei Veränderungen der Ausgangssituation ermöglicht. (Ursula Fuchs, 2010, S. 2)

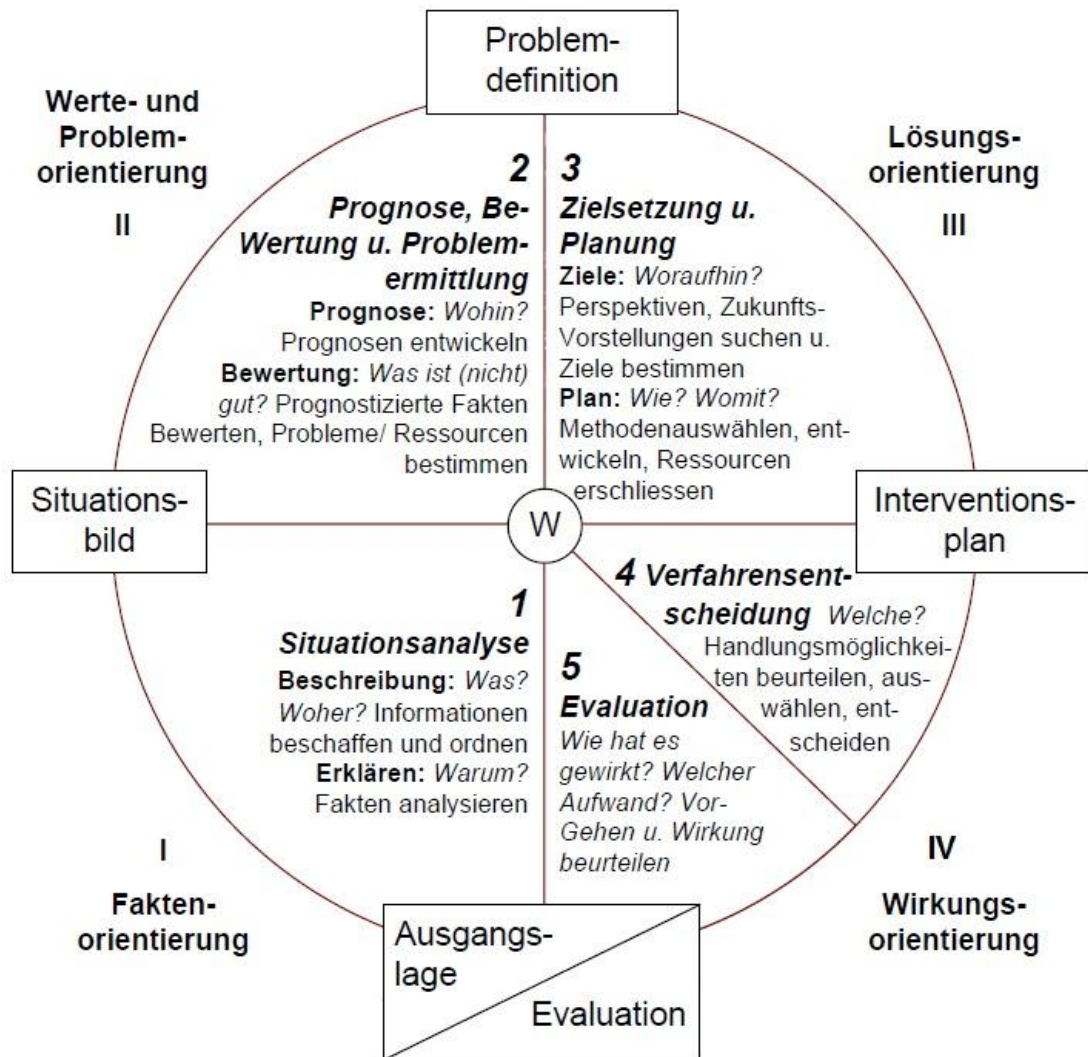


Abb. 11: Luzerner Modell

(Quelle: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, 2007)

Das Luzerner Modell ist in vier Phasen aufgeteilt, der Faktenorientierung, der Werte- und Problemorientierung, der Lösungsorientierung und der Wirkungsorientierung. Jede Phase beinhaltet ihre eigenen Denkschritte und Ziele.

5.1 Phase I: Faktenorientierung

Die Faktenorientierung ist in zwei Denkschritte unterteilt, der Beschreibung und der Erklärung. Im ersten Schritt, der Beschreibung, wird die Ausgangssituation erfasst. Relevante Informationen werden gesammelt und geordnet, damit ein möglichst realistisches Problembild entstehen kann, welches die Basis für das weitere Vorgehen bildet.

In einem zweiten Schritt wird das Erklärungswissen beigezogen. Dabei fließen verschiedene Wissensarten, wie das Alltagswissen, Theorien oder wissenschaftliches Wissen mit ein. Aufgrund dessen können bereits einige Hypothesen zu den Zusammenhängen des Sachverhaltes gebildet und künftige Risiken bei Nichtintervention sichtbar werden. (Beat Schmocker & Maria Solèr, 2007, S. 4-10)

Praxisbeispiel: Die Familie Brand lebt in einer Zweizimmerwohnung bei Thurbuchen, einer grösseren Gemeinde³⁶. Elisabeth Brand ist 26 Jahre alt und alleinerziehende Mutter von Nicole. Nicole ist sechs Jahre alt und geht in Thurbuchen in die erste Klasse der Primarschule. Vor anderthalb Jahren liess sich Frau Brand von ihrem Mann scheiden. Der Kontakt beschränkt sich seitdem auf das Notwendigste, was Frau Brand jedoch nicht stört. Seit der Scheidung hat Frau Brand zwei Teilzeitstellen als Reinigungsfachfrau, das Einkommen reicht jedoch nicht aus, um ihre kleine Familie zu ernähren. Nicoles Vater kann aufgrund seiner eigenen, finanziell schwierigen Situation nur wenige Alimente beisteuern. Deshalb ist Frau Brand bei den Sozialen Diensten der Gemeinde anhängig und bezieht ergänzend wirtschaftliche Sozialhilfe. Frau Brand schämt sich Sozialhilfebezügerin zu sein und versucht diese Thematik gegenüber ihrer Tochter so selten wie möglich zu erwähnen. Zur Erfüllung vieler Wünsche fehlt ihr das Geld. Frau Brand ist jedoch gewillt, ihrer Tochter das Bestmögliche zu bieten, dabei legt sie zum Beispiel bei der Kleidung Wert auf Funktionalität und Sauberkeit. Durch die beiden Anstellungen hat sie kaum Zeit für ihre Tochter, was ihr zusätzlich auf dem Herzen liegt. Die Zweizimmerwohnung empfindet sie als sehr beengend.

Frau Brand war bei mehreren Terminen bei den Sozialen Diensten, jedoch nie in Begleitung ihrer Tochter.

Bis vor sechs Monaten stellte die geschilderte Situation einen alltäglichen Fall bei den Sozialen Diensten Thurbuchen dar. Die Mutter wird finanziell unterstützt, für

³⁶ Namen der Familie und der Ortschaft wurden aufgrund des Datenschutzes geändert.

weitergehende Betrachtungen, bei welchen auch Tochter Nicole einbezogen würde, fehlte bis anhin die Zeit. Es wurde jedoch erkannt, dass es an Personal mangelt und das reale Geschäft der Sozialarbeit gar nicht mehr angegangen werden kann. Vor einem halben Jahr hat eine Umstrukturierung inklusiv Personalrekrutierung stattgefunden. Die Sozialarbeitenden der Gemeinde Thurbuchen haben seither etwas mehr Zeit und Ressourcen, sich einem Fall wie dem der Familie Brand umfassender zu widmen.

Nun lädt also die Sozialarbeiterin der Gemeinde auch Nicole in Absprache mit ihrer Mutter zu einem Gespräch zu ihr auf den Dienst ein.

Neben den üblichen Instrumenten zur sozialarbeiterischen Gesprächsführung, wie beispielsweise der Empathie nach Rogers oder den lösungsorientierten Gesprächsmethoden, will die Sozialarbeiterin bewusst auf eine dem Kind angepasste Sprache achten. Wie bei den Erläuterungen zur phänomenologischen Beschreibung der Entwicklung, sind die Sprache und das Denken eines Kindes zu Beginn seiner Schulkarriere noch anschauungsgebunden.

Zudem will sie sich auf die Empfehlungen von Zoller Morf stützen, die besagen, dass auch das Kind als Gesprächspartnerin oder Gesprächspartner auf derselben Ebene wahrgenommen werden sollte. Als Gesprächsziele erachtet die Sozialarbeiterin sowohl eine konkrete Situationsbeschreibung aus Nicoles kindlicher Perspektive, als auch zu erspüren, ob Nicole die Armut wahrnimmt und darunter leidet.

Nicole erscheint pünktlich und ohne Begleitung zum vereinbarten Termin. Nicole scheint ein freundliches Mädchen zu sein. Sie ist ordentlich und sauber gekleidet sowie leicht übergewichtig.

Beim Gespräch mit Nicole erfährt die Sozialarbeiterin einiges aus ihrem Alltag:

Nicole erbringt zwar gute Schulleistungen, geht aber nicht gerne zur Schule. Sie wird dort aufgrund ihres Übergewichts und den fehlenden Markenartikel oft gemobbt. Nicole ist traurig darüber, dass sie keine Freundinnen hat. Dies erklärt sie sich damit, dass sie keine Lillifeepuppe hat wie die anderen Mädchen aus ihrer Klasse und auch nie zu einer Geburtstagsfeier eingeladen wird. Nicole wird morgens von ihrer Mutter geweckt und geht nach einem gemeinsamen Frühstück zur Schule. Über den Mittag ist Nicole oftmals alleine und macht sich das Mittagessen auch selber zurecht. Am liebsten mag Nicole Wurstbrote.

Nach Schulschluss geht Nicole zu ihren Grosseltern, die im Dorf nebenan wohnen. Darauf freut sie sich jeweils. Bei den Grosseltern erledigt sie ihre Schulaufgaben und isst dort das Abendbrot. Ihre Mutter holt sie gegen 22 Uhr ab.

Den Mittwochnachmittag und den Samstag verbringt Nicole alleine zu Hause und schaut hauptsächlich fern. Auf den Sonntag freut sie sich immer ganz besonders, da ihre Mutter dann nicht arbeiten muss und Zeit mit ihr verbringen kann. Ihren Vater sieht Nicole nur selten, da er nach der Scheidung weiter weg gezogen ist. Dies findet Nicole schade.

Nicole macht sich grosse Sorgen um ihre Mutter, da sie sieht, wie ihre Mutter traurig darüber ist, so wenig Geld zum Leben zu haben. Welche Folgen dies auch für sie selber hat, versteht Nicole jedoch nicht.

Nach dem Gespräch mit Nicole sammelt die Sozialarbeiterin ihre Gedanken und ordnet ihre Notizen. Aufgrund Nicoles Äusserungen und der schon bekannten Fallgeschichte der Mutter formuliert die Sozialarbeiterin erste Hypothesen. Diese unterteilt sie in Hypothesen für die Tochter und Hypothesen für die Mutter.

Die Hypothesen für die Tochter lauten wie folgt:

- Durch die fehlende Transparenz der Mutter im Umgang mit der Armut und ihren Folgeproblemen, kann Nicole vieles in ihrem Alltagsgeschehen nicht richtig einordnen und wird dadurch unsicher.
- Nicole leidet unter dem sozialen Ausschluss und bezieht ihn auf fehlende Markenartikel.
- Nicole hat kein eigenes Zimmer und deshalb nur wenig Rückzugsmöglichkeit in der Zweizimmerwohnung.
- Nicole hat keine altersgerechte Freizeitbeschäftigung.
- Nicole geniesst die Zeit mit ihrer Mutter.
- Die Grosseltern stellen eine Ressource für das Familiensystem dar.
- Nicole geht spät ins Bett.
- Die Mutter hat zu wenig Zeit für Nicole und Nicole leidet darunter.
- Für Nicole ist das „sich sorgen um die Mutter“ eine Belastung.
- Nicole ist sehr selbständig für ihr Alter.
- Nicole könnte aufgrund der unausgewogenen Ernährung als Folge der Armut übergewichtig sein - Übergewicht kann in der Folge zu Krankheiten führen.
- In der Schule fehlt es an Zeit und Kapazität der Lehrpersonen, sich um Problemstellungen einzelner Kinder zu kümmern.
- Nicole vermisst ihren Vater.
- Nicole vergleicht sich mit anderen Mitschülerinnen und ist aus ihrer Sicht weniger Wert.
- Nicole ist sehr pflichtbewusst.

Die Hypothesen für die Mutter lauten:

- Die Mutter von Nicole geht nicht transparent mit der Thematik der Armut um.
- Die Mutter geht davon aus, dass die Transparenz zum Thema Armut Nicole verunsichern würde und will Nicole davor schützen.
- Die Mutter hat wenig Zeit für Nicole.
- Die Grosseltern stellen eine Ressource für das Familiensystem dar.
- Die Mutter ist sehr belastet durch die Armut und macht sich grosse Sorgen.
- Regenerationsmöglichkeiten der Mutter sind beschränkt.
- Für die Familie ist die Zweizimmerwohnung eher klein.
- Das Verhältnis zwischen Nicoles Mutter und Vater ist distanziert.

Nach dem Formulieren der ersten Hypothesen zieht die Sozialarbeiterin Erklärungswissen bei. Sie stellt fest, dass Nicole sich bisher positiv und gesund entwickelt hat, trotz dem andauernden, hohen Risikostatus der chronischen Armut. Nicole ist demzufolge zurzeit noch resilient. Resilienz ist jedoch eine variable Grösse und kann sich im Verlaufe der Entwicklung verändern.

Nicole ist durch die Trennung ihrer Eltern, durch den sporadischen Kontakt zu ihrem Vater und der sozialen Isolation ihrer Familie mehreren Risikofaktoren ausgesetzt. Obwohl bisher ihre Schutzfaktoren, wie beispielsweise ihre positiven Temperamenteigenschaften, ihre intellektuellen Fähigkeiten, ihre Bindung zur Mutter und den Grosseltern, erfolgreich ihre psychische Gesundheit geschützt haben, scheinen sich die vorhandenen Risikofaktoren nun stärker auszuwirken. Zusätzlich kommen neue Risikofaktoren hinzu, wie zum Beispiel das Mobbing in der Schule, was Nicole selbst als schlimm erlebt.

Aufgrund ihres Alters ist Nicole fähig sich mit anderen Personen zu vergleichen. Mit dem Schuleintritt besteht nun vermehrt die Möglichkeit von Nicole sich mit Gleichaltrigen zu vergleichen, aber auch von ihnen verglichen zu werden. Das Fehlen einer Lillifeepuppe, sowie das Übergewicht wirken für Nicole stigmatisierend. Sie zieht sich daher zurück.

Der Sozialarbeiterin scheint im diesem Zusammenhang auch der Umgang der Mutter mit der Thematik der Armut zentral, denn dies wirkt sich indirekt auf Nicole aus, ganz im Unterschied zum Mobbing ihrer Mitschülerinnen und Mitschüler.

Die Mutter von Nicole hat keinen offenen und für Nicole zugänglichen Umgang mit der Armut. Dies wirkt sich bei den Risikofaktoren als distaler Faktor aus, was bedeutet, dass sich das Verhalten der Mutter, und nicht die Armutsproblematik selbst, negativ auf das Kind auswirkt.

Weiter fällt der Sozialarbeiterin auf, dass sich sowohl das Erleben der Armut von Mutter und Tochter, wie auch die Problemsichten unterschieden. Für die Mutter ist es sehr belastend von der Sozialhilfe abhängig zu sein; für Nicole wiederum ist es viel schlimmer, nicht an eine Geburtstagsfeier eingeladen zu werden. Für die Mutter stehen bei der Kleidung Funktionalität und Sauberkeit im Vordergrund, Nicole wäre es jedoch lieber über entsprechende Markenartikel zu verfügen.

Diese Differenzen zwischen dem kindlichen und erwachsenen Erleben werden bei wissenschaftlichen Studien und Untersuchungen des Sachverhaltes Armut immer wieder festgestellt. Für die Sozialarbeiterin gilt daher, diesen Fakt mit den Betroffenen zu thematisieren und ihre Interventionen adäquat anzupassen.

Ein ist ein zusätzliches Anliegen der Sozialarbeiterin, darauf hin zu arbeiten, die Armutsspirale zu durchbrechen, die Armut soll wenn immer möglich, nicht an Nicole „weitervererbt“ werden. Das Durchbrechen der Armutsspirale ist jedoch ein längerfristiges Ziel.

Die Sozialarbeiterin ist sich bewusst, dass sie die Armut nicht beseitigen kann. Es besteht allerdings die Möglichkeit, durch ihr Handeln einerseits auf den Umgang der Armutsbetroffenen mit der Armut einzuwirken, andererseits kann sie den Folgen der Armut teilweise entgegenwirken.

Nun erstellt die Sozialarbeiterin anhand der Ausgangslage und dem dazugehörigen Erklärungswissen folgende zirkuläre Hypothesen.

Die zirkuläre Hypothese zu Nicole:

Je mehr Ressourcen Nicole in ihrem Umfeld zur Verfügung hat, desto mehr Schutzfaktoren hat sie. Je mehr Schutzfaktoren sie hat, desto resilienter bleibt sie. Je resilienter sie bleibt, desto besser entwickelt sie sich. Je besser sie sich entwickelt, desto grösser wird die Chance darauf, einen gesunden Selbstwert zu entwickeln. Je grösser die Chance darauf wird, einen gesunden Selbstwert zu entwickeln, desto offener kann Nicole auf ihre Mitmenschen zugehen. Je offener Nicole auf ihre Mitmenschen zugeht, desto mehr Ressourcen ergeben sich.

Die zirkuläre Hypothese zur Mutter:

Je offener die Mutter die Armut und ihre Auswirkungen mit Nicole thematisiert, desto besser kann Nicole das Verhalten der Mutter einordnen und die notwendigen Kompromisslösungen verstehen. Je besser Nicole das Verhalten der Mutter einordnen und die notwendigen Kompromisslösungen verstehen kann, desto einfacher wird für sie

der eigene Umgang mit der Armut. Je einfacher der eigene Umgang mit der Armut für Nicole wird, desto offener wird Nicole wieder. Je offener Nicole wird, desto eher findet sie Anschluss in der Schule. Je eher sie Anschluss in der Schule findet, desto mehr Ressourcen ergeben sich. Je mehr Ressourcen sich ergeben, desto mehr wird Nicole durch ihr Umfeld gestützt. Je mehr Nicole durch ihr Umfeld gestützt wird, desto entspannter wird die Situation auch für die Mutter. Je entspannter die Situation für die Mutter wird, desto besser kann sie mit Nicole die Armut und ihre Auswirkungen thematisieren.

Damit die Sozialarbeiterin mit den vorliegenden zirkulären Hypothesen arbeiten kann, formuliert sie diese zu Arbeitshypothesen um.

Die Arbeitshypothese zu Nicole:

Werden Ressourcen für Nicole generiert, würde sich dies förderlich auf die Schutzfaktoren und die Resilienz auswirken. Nicole könnte sich weiterhin positiv entwickeln und einen gesunden Selbstwert erlangen. Dadurch würde sich die Chance auf einen offenen Umgang mit Mitmenschen erhöhen.

Die Arbeitshypothese zur Mutter:

Würde die Mutter die Armut und ihre Auswirkungen offen mit Nicole besprechen, hätte Nicole die Möglichkeit, das Verhalten und die Kompromisslösungen ihrer Mutter zu verstehen und somit einen eigenen Umgang mit der Armut zu finden. Dadurch würde Nicole offener und würde Anschluss in der Schule finden, was ihre Ressourcen und ihr Unterstützungsumfeld erweitert.

5.2 Phase II: Werte- und Problemorientierung

Nachdem in der Phase I des Luzerner Modells die Ausgangssituation erfasst und erklärt wurde, steht nun in der Phase II die Weiterentwicklung im Mittelpunkt. Es werden ausgehend von den ersten Hypothesen aus Phase I Prognosen für die Zukunft erstellt und mit der Frage: "Was ist (nicht) gut?" bewertet. Wichtig ist dabei der Einbezug des individuellen Wertewissens, sowie das der Klientel, der Profession und der Gesellschaft. Ist der Handlungsbedarf für die Soziale Arbeit ermittelt, können Ressourcen erhoben und erschlossen werden. (Schmocker & Solèr, 2007, S. 11-14)

Die Sozialarbeiterin macht sich im Folgenden Gedanken zur Weiterentwicklung der Situation ohne sozialarbeiterische Intervention:

Nicole zieht sich immer mehr zurück. Sie flüchtet sich ins Essen, weil sie dabei stets gute Gefühle hat. Da sie dadurch allerdings immer übergewichtiger wird, entwickelt Nicole ein ambivalentes Verhalten gegenüber dem Essen. So wird sie nach dem Essen von Schuldgefühlen geplagt. In der Schule wird sie aufgrund des Übergewichts immer mehr gemobbt, worauf sie zur Aussenseiterin wird und auch ihre Leistungen abnehmen. Dadurch sinken Nicoles Chancen auf eine gute Schulbildung und einen Abschluss, welcher ihr der Ausstieg aus der Armutsspirale ermöglichen würde. Nicole fühlt sich zudem von ihrer Mutter alleine gelassen und zieht sich auch vor ihr zurück.

Dies belastet die Mutter sehr stark. Sie versucht Nicole zu schützen, indem sie sie noch weniger in ihren Alltag und ihre Probleme mit einbezieht. So verschlechtert sich die Beziehung zwischen Mutter und Tochter immer mehr. Beide Seiten fühlen sich unverstanden und es kommt zu immer grösseren Konflikten.

Auch die Beziehung zu den Grosseltern verschlechtert sich zusehends, da sich Nicoles Mutter durch die Kritik der Grosseltern bezüglich Nicoles Entwicklungsverlauf angegriffen fühlt. Sie bricht den Kontakt zu ihnen immer mehr ab.

Falls keine sozialarbeiterische Intervention erfolgt und sich die Situation wie in der Prognose beschrieben entwickelt, läuft Nicole Gefahr, Entwicklungsdefizite davon zu tragen und als Erwachsene selber arm zu sein.

Mit Hilfe folgender Tabellen hat sich die Sozialarbeiterin einen Überblick zur Problembewertung aus sozialarbeiterischer Sicht zum „worst-case-Szenario“ verschafft. So kann sie den Handlungsbedarf benennen und in einer weiteren Phase Ziele zur Lösung der Probleme formulieren.

Problembewertung aus professioneller Sicht	
Was ist nicht gut?	<p>Welche Werte und Bedürfnisse sind verletzt/beeinträchtigt?</p> <p>Welche Gefahren bestehen?</p>
<ul style="list-style-type: none"> - Schlechter Selbstwert von Nicole - Unausgewogene Ernährung, Entwicklung einer Essstörung - Sozialer Ausschluss von Nicole - Schlechte Schulbildung und Schulabschluss - Kein Ausweg aus Armutsspirale - Fehlende Transparenz der Mutter gegenüber Nicole - Beziehung zwischen der Mutter und Nicole verschlechtert sich - Kontaktabbruch zu den Grosseltern 	<ul style="list-style-type: none"> - Psychische Integrität - Körperliche Integrität - Psychosoziales Bedürfnis nach sozialer Zugehörigkeit - Kompetenz - Psychisches Bedürfnis nach Information - Psychosoziales Bedürfnis nach Zuwendung - Gefahr des Abbaus vorhandener Ressourcen

Tab. 3: Problembewertung aus professioneller Sicht

(Quelle: Linda Maurer und Marissa von Arx, 2011)

Anhand der beschriebenen Problembewertung kann die Sozialarbeiterin nun klar begründen, dass der vorliegende Sachverhalt ein soziales Problem darstellt und Handlungsbedarf für die Profession der Sozialen Arbeit besteht. Denn fortlaufend werden gesellschaftliche Werte verletzt und Bedürfnisse andauernd nicht befriedigt.

Anschliessend erstellt die Sozialarbeiterin eine Liste mit bereits vorhandenen Ressourcen im Familiensystem. So erhält sie einen besseren Überblick über die nötigen Interventionen:

- Die Grosseltern sind verlässliche Bezugspersonen für Nicole.
- Die Grosseltern entlasten die Familie, indem Nicole bei ihnen Zeit verbringen und essen kann.
- Nicole ist zurzeit noch resilient.
- Nicole hat positive Temperamenteigenschaften.
- Die Mutter-Tochterbeziehung ist gut.

Nachdem die Sozialarbeiterin den Handlungsbedarf für die Soziale Arbeit eruiert hat, wendet sie sich der Phase der Lösungsorientierung zu.

5.3 Phase III: Lösungsorientierung

Die Blick- und Denkrichtung erfährt in der dritten Phase eine Wendung, im Fokus steht nun die Lösungsorientierung. Zusammen mit der Klientel werden Perspektiven und Zukunftsbilder erarbeitet. Äusserst zentral ist dabei die endgültige Klärung der Zuständigkeitsfrage, da die Aufträge den Rahmenbedingungen der eigenen Institution nicht in jedem Fall entsprechen. In diesem Falle sind die Professionellen zuständig für die Vermittlung an andere Fachpersonen und für den nötigen Informationsaustausch.

Falls die Zuständigkeit allerdings gewährleistet ist, lassen sich anhand der Zukunftsbilder konkrete Handlungspläne ableiten. Wichtig ist dabei die Formulierung von klaren Zielen. Zur Zielerreichung bedienen sich die Sozialarbeitenden geeigneten, professionellen Methoden und Ansätzen. (Schmocker & Solèr, 2007, S. 15-18)

Da Frau Brand bereits seit einiger Zeit aufgrund der wirtschaftlichen Sozialhilfe auf die Sozialen Dienste kommt, ist die Zuständigkeit in diesen Belangen klar gegeben. Die Sozialarbeiterin fragt sich allerdings, in welchem Ausmass sie für oben beschriebene Problemstellungen bezüglich Nicole zuständig ist. Zur besseren Übersicht teilt sie die Themen, die Nicole betreffen und beschäftigen, in drei Teilbereiche auf:

Familiäres Umfeld	Schule	Freizeit / Soziales Umfeld
<ul style="list-style-type: none">- Mutter-Kind-Beziehung- Vater- Grosseltern	<ul style="list-style-type: none">- Mobbing- Sozialer Ausschluss	<ul style="list-style-type: none">- Nicole ist über den Mittag alleine und isst ungesund- Keine Freundinnen und Freunde- Mittwochnachmittag und samstags ist Nicole alleine- Keine kindgerechte Freizeitbeschäftigung

Tab. 4: Problemstellung

(Quelle: Linda Maurer und Marissa von Arx, 2011)

Aufgrund der vorangehend dargestellten Problemstellungen bemerkt die Sozialarbeiterin, dass Familie Brand über wenig ökonomisches, wie auch soziales Kapital verfügt. Ihre Interventionen sollen unter anderem darauf abzielen, diese schlechten Startbedingungen von Nicole ins Positive zu verändern.

Sie macht sich Gedanken zu entsprechenden Interventionen. Ihr ist bewusst, dass viele Veränderungen nicht direkt kausal erreicht werden können. Sie möchte versuchen, durch

Kommunikationssysteme (Beratungen, Sitzungen, etc.) eine Veränderung zu initiieren und hofft, dadurch Weiterentwicklung und Lernprozesse in Gang zu setzen.

Zudem merkt die Sozialarbeiterin, dass es nicht möglich ist, die Interventionen für Nicole losgelöst von ihrer Mutter und ihrem Umfeld zu starten. Nicole ist von den Entscheidungen und dem Wohlbefinden ihrer Mutter abhängig, umgekehrt ist aber auch die Mutter mit Nicoles Wohlbefinden konfrontiert. Dies würde bedeuten, falls es Nicole gut geht, ist auch ihre Mutter entspannter. Geht es Nicoles Mutter gut, wirkt sich dies wiederum positiv auf Nicole aus.

Der Sozialarbeiterin fiel bei den Gesprächen mit Nicole und ihrer Mutter auf, dass der Zeitmangel, den die Arbeitssituation der Mutter mit sich bringt, beide sehr belastet. Ausserdem ist der Umgang der Mutter mit der Armutsthematik für Nicole nicht nachvollziehbar. Um die Mutter-Kind-Beziehung zu stärken, wird die Sozialarbeiterin der Mutter empfehlen, eine Erziehungsberatungsstelle aufzusuchen.

Die Termine auf der Erziehungsberatungsstelle finden sowohl in gemeinsamen, als auch in getrennten Settings von Mutter und Tochter statt. Die Sozialarbeiterin denkt, dass bei der Erziehungsberatungsstelle die Kommunikation zwischen Mutter und Tochter angegangen wird. Der Mutter von Nicole muss erklärt werden, dass Nicole eine eigene Sicht auf die Situation und ihre Auswirkungen hat und sie andere Dinge für wichtig empfindet. Nicole erhält durch die Erziehungsberatung zudem Raum, sich zu äussern. Auf der Erziehungsberatung soll auch die Thematik des „fehlenden“ Vaters besprochen werden, so könnte Nicole auch in dieser Angelegenheit ihre Sicht und Bedürfnisse mitteilen. Die Grosseltern stellen eine wertvolle Ressource mit kompensatorischen Aspekten bezüglich finanziellen Engpässen für Nicole und ihre Mutter dar. Bei der Erziehungsberatungsstelle sollte auch dem Rechnung getragen werden.

Aufgrund dieser Überlegungen besteht die Aufgabe der Sozialarbeiterin darin, Nicole und ihre Mutter an die Erziehungsberatungsstelle zu triagieren. Die Sozialarbeiterin erhofft sich durch diese Triage Nicoles Empfindungen mehr zu gewichten und Nicoles Mutter dahingehend zu sensibilisieren, mehr auf ihre Tochter einzugehen. Dies würde sich resilienzfördernd auf Nicole auswirken, da sich Nicole miteinbezogen fühlt.

Da aber nicht nur die Kommunikation zwischen Mutter und Tochter für Nicoles Wohlbefinden eine Rolle spielt, will die Sozialarbeiterin auch Frau Brands Verhalten und Empfinden gegenüber der wirtschaftlichen Sozialhilfe und der Armut thematisieren. Denn Nicole lernt über die Haltung der Mutter mit eben dieser Thematik umzugehen. Das heisst, lebt die Mutter einen offenen Umgang, lernt auch Nicole die Sachlage adäquat zu handhaben.

Nicole hat der Sozialarbeiterin erzählt, sie werde in der Schule gemobbt und finde keine Freundinnen und Freunde. Darunter leidet Nicole sehr. Die Sozialarbeiterin weiss, dass im folgenden Jahr die Schulsozialarbeit auf Primarschulstufe in Thurbuchen installiert wird. Zu den Aufgaben der Schulsozialarbeit werden auch Einzelgespräche oder Gespräche mit Gruppen oder Klassen gehören, wenn soziale Probleme auftreten. Mobbing und Sozialer Ausschluss sind klare Themen, die in den Bereich der Schulsozialarbeit gehören.

Im Moment ist, in Absprache mit Frau Brand, die zuständige Klassenlehrperson von Nicole zu kontaktieren. Dies tut die Sozialarbeiterin in der Hoffnung, die Lehrperson finde genügend zeitliche Ressourcen, um mit der Klasse Mobbing und Sozialen Ausschluss anzugehen und Nicole somit zu entlasten.

Bezüglich der Freizeit und dem sozialen Umfeld von Nicole gibt es mehrere Problemstellungen anzugehen. Beispielsweise ist Nicole über den Mittag immer alleine zu Hause und isst ungesund. Die Sozialarbeiterin möchte Nicole deshalb den Besuch eines Mittagstisches schmackhaft machen. So würde Nicole gesünder essen, wäre nicht mehr alleine und würde eventuell neue Freundschaften knüpfen.

Mittagstische sind in der Gemeinde Thurbuchen subventionierte Einrichtungen und nicht der Schule angeschlossen. Bei positivem Feedback von Nicole wird die Sozialarbeiterin mit Frau Brand die Finanzierung besprechen. Die Kosten sind aufgrund der Subventionierung sehr gering und würden auf begründeten Antrag auch von der Sozialhilfe übernommen werden.

Nicole verbringt zudem die Mittwochnachmittage und die Samstage alleine zu Hause vor dem Fernseher. Die Sozialarbeiterin würde auch diese Tatsache gerne zusammen mit Nicole besprechen. In Thurbuchen gibt es verschiedene Möglichkeiten zur kostengünstigen Freizeitgestaltung von Kindern. Es gibt zum Beispiel einen betreuten Spielplatz oder diverse Kinder- und Jugendgruppen (Pfadi, Blauring, Turnvereine etc.). Diese Angebote bieten Nicole die Chance, aus ihrer Isolation auszubrechen, neue Freundinnen und Freude zu finden und sich zu bewegen. Die kindgerechte Freizeitbeschäftigung wäre somit gegeben.

Abschliessend hält die Sozialarbeiterin die Aufgabengebiete, welche sie aufgrund ihrer institutionellen Rahmenbedingungen hat, nochmals fest:

- Finanzierung des Mittagstisch beantragen
- Gespräch mit der Mutter zum stigmatisierenden Thema wirtschaftliche Sozialhilfe und Armut und entsprechender Umgang damit führen

- Vernetzung mit Klassenlehrperson
- Triage an Erziehungsberatungsstelle
- Abgabe von Informationsmaterial zu kostengünstigen Freizeitangeboten

In einem weiteren Gespräch mit der Familie Brand wird die Sozialarbeiterin die verschiedenen Möglichkeiten zur Verbesserung der Situation erläutern. Nicole und ihre Mutter werden dazu eingeladen, ihre eigenen Ideen und Ziele zu äussern.

Abschliessend werden gemeinsam wohlformulierte Ziele erarbeitet und ein entsprechender Handlungsplan aufgestellt.

5.4 Phase IV: Wirkungsorientierung

In der Phase der Wirkungsorientierung werden nochmals die diversen Handlungsmöglichkeiten diskutiert, gegeneinander abgewogen, beurteilt und schliesslich ausgewählt. Der Entscheid über das weitere Vorgehen wird getroffen und im Interventionsprozess umgesetzt.

Der Abschluss der vierten Phase beinhaltet eine Evaluation. Das Vorgehen wird überprüft und die Wirkung beurteilt. Wichtig ist die Klärung der Frage, ob die Ziele erreicht wurden und welche Effekte aufgetreten sind. (Schmocker & Solèr, 2007, S. 24-25)

Da dies ein laufender Fall bei den Sozialen Diensten Thurbuchen ist und das Gespräch zur Zielformulierung zum Zeitpunkt der Niederschrift der Bachelorarbeit noch nicht stattgefunden hat, können keine Aussagen über die Phase der Wirkungsorientierung gemacht werden. Es wird jedoch davon ausgegangen, dass einige der geschilderten Überlegungen zur Situationsverbesserung mit denjenigen von Nicole und ihrer Mutter übereinstimmen und somit ein Interventionsprozess in Gang gesetzt wird.

Eine Evaluation der Ziele und des Handlungsplanes wird nach gegebener Zeit stattfinden.

Im Sinne einer Evaluation bezüglich der Bedürfnisorientierung der Sozialen Arbeit, stellt die Sozialarbeiterin fest, dass eine Ansprechperson für Kinder-, Jugend- und Familienfragen bei den Sozialen Diensten in Thurbuchen fehlt.

Im nächsten Jahr wird bei den Sozialen Diensten Thurbuchen eine Fachstelle für Altersfragen geschaffen.

Die Sozialarbeiterin will nun darauf hinarbeiten, als Pendant zur Fachstelle für Altersfragen, auch eine Fachstelle für Kinder-, Jugend- und Familienfragen geplant wird.

5.5 Schlussfolgerungen

Oben geschildertes Praxisbeispiel, bearbeitet anhand des multiperspektivischen Luzerner Modells, zeigt auf wie, notwendig und sinnvoll die Strukturierung der sozialarbeiterischen Tätigkeit ist. Die Sozialarbeitenden werden dazu angeregt, die Fallsituation ganzheitlich zu betrachten und möglichst keine Bereiche auszulassen. Für diese ganzheitliche Betrachtungsweise ist auch das Bezugswissen von grosser Bedeutung und beeinflusst die Lösungsfindung massgeblich.

Durch die Einladung von Nicole zu einem Gespräch zu den Sozialen Diensten trägt die Sozialarbeiterin diesen Tatsachen Rechnung. So fliesst zum Beispiel Wissen zur Familiensituation und zur Kinderarmut in der Schweiz, zur Entwicklungspsychologie oder zur kindlichen Wahrnehmung mit ein.

Der Perspektivenwechsel aus der Sicht der Erwachsenen zur Sicht der Kinder wird augenfällig. Trotzdem wird die Sicht der Mutter nicht vernachlässigt – ist doch das Kind in hohem Masse von den Entscheidungen der Eltern abhängig.

Wie am Praxisbeispiel gut zu erkennen ist, bestehen bereits Angebote für Kinder und Familien, wie beispielsweise die Erziehungsberatungsstelle, den betreuten Spielplatz oder die Kinder- und Jugendgruppen. Es werden allerdings auch diverse Lücken offensichtlich. Den Autorinnen wurde bewusst, wie viel Entwicklungspotential für die Soziale Arbeit in diesem Bereich steckt.

Mit der Schaffung einer Stelle für Kinder-, Jugend- und Familienfragen bei den Sozialen Diensten gäbe es eine Anlaufstelle für die Betroffenen und die Sozialarbeitenden. Aufgaben der zuständigen Person würden darin bestehen, präventiv zu arbeiten, was bedeuten könnte, Entwicklungsdefizite abzuschwächen oder gar vorzubeugen und darauf hin zu wirken, die Armutsspirale zu durchbrechen. Die Kenntnis über die verschiedenen Angebote für Kinder und ihre Familien auf Gemeinde- und Kantonsebene ist zentral, um bei einer Intervention die richtigen Mittel zu ergreifen (beispielsweise Triage).

Für das Jahr 2012 ist die Schulsozialarbeit auf Primarstufe in Thurbuchen geplant. Im vorliegenden Fall stellt das Fehlen der Schulsozialarbeit eine grosse Lücke dar.

Im nachfolgenden Kapitel 6 Schlussbetrachtung werden neben der Beantwortung der Fragestellung auch innovative Ideen für die Soziale Arbeit aufgezeigt.

6. Schlussbetrachtung

In diesem letzten Kapitel werden die eingangs gestellten Hauptfragen beantwortet. Anschliessend werden berufsrelevante Schlussfolgerungen für Professionelle der Sozialen Arbeit erläutert und innovative Ideen, auch im Hinblick auf künftige Bachelorarbeiten, dargelegt. Abschliessend ziehen die Autorinnen ein persönliches Fazit.

6.1 Beantwortung der Fragestellungen

Die Autorinnen haben die drei Hauptfragestellungen in weitere Fragen differenziert. Hauptziel dieser Arbeit war es, die Kinderarmut in der Schweiz verständlich darzulegen und auf die Perspektive von armutsbetroffenen Kindern aufmerksam zu machen.

Welche Rolle spielt das Thema Kinderarmut in der Sozialen Arbeit der Schweiz?

Diese Hauptfrage wurde in vier hinführende Unterfragen aufgeteilt:

- Wie haben sich Familienformen in der Schweiz verändert?
- Wie sieht die Familiensituation in der Schweiz aus und welche Familienformen sind besonders von Armut betroffen?
- Wie kann Armut definiert werden und wie steht es um die Kinderarmut in der Schweiz?
- Welche Änderungen haben sich in der Erforschung der Kinderarmut ergeben und wie sieht die momentane Forschungssituation in der Schweiz aus?

Die Familienformen haben sich seit dem 20. Jahrhundert stark verändert. Aus dem fortschreitenden Individualismus entstehen pluralisierte Lebensweisen. Somit gibt es heute diverse, unterschiedliche Familienformen. In dieser Bachelorarbeit wurde unter Familie eine Lebensgemeinschaft verstanden, die aus mindestens einem Elternteil und mindestens einem Kind besteht. Besonders stark zugenommen hat die Anzahl der Einelternfamilien, die neben den Mehrkindfamilien besonders stark von Armut betroffen sind und auch überdurchschnittlich oft zu den Working Poor gehören.

Armut wird in absolute (zwei US-Dollar pro Tag, festgelegt von der Weltbank, betrifft vorwiegend Entwicklungsländer) und relative Armut unterschieden. Diese wiederum wird in den ökonomischen und den soziokulturellen Ansatz unterteilt. Ökonomisch gesehen, sind diejenigen Haushalte arm, die im Vergleich zu anderen ein ungenügendes Einkommen generieren. Der soziokulturelle Ansatz bezieht sich auf die Unterversorgung wichtiger Lebensbereiche, wie Wohnen, Gesundheit, Arbeit oder Bildung. Die Armutsgrenze wird somit relativ zum durchschnittlichen Einkommen eines Landes, dem medianen Äquivalenzeinkommen, errechnet. Beim sogenannten Medianeinkommen verdient die Hälfte der Bevölkerung mehr, die andere weniger – die Armutsgrenze wird somit bei 50% des Einkommens angesetzt. In der Schweiz gibt es keine anerkannte Armutsgrenze, die SKOS hat aber soziale Existenzminima errechnet, welche oft als Armutsrichtlinien anerkannt werden.

Anhand der Sozialhilfestatistik errechnete die Caritas, dass in der Schweiz rund 250'000 Kinder und Jugendliche von Armut betroffen sind. 2009 waren Kinder und Jugendliche mit 31% die grösste Gruppe unter den Sozialhilfeempfangenden.

Trotzdem sieht die Forschungslage zu deren Lebenslage dürrig aus. Dies, obwohl seit den 1990er Jahren im deutschsprachigen Raum zum Thema Kinderarmut geforscht wird und der Perspektivenwechsel stattgefunden hat, indem Kinder als eigenständige Subjekte in ihrer spezifischen Mitbetroffenheit erkannt wurden.

Die Eidgenössische Kommission für Kinder- und Jugendfragen hat 2007 mit dem Bericht „Jung und arm: das Tabu brechen!“ das Thema Kinderarmut aufgenommen. Seither wurde aber keine spezifische Studie zu Kinderarmut in der Schweiz durchgeführt. Einzig das Nationale Forschungsprogramm 52 beleuchtete in der Publikation „Kindheit und Jugend in der Schweiz“ (2008) in einem Unterkapitel die Armutssituation von Kindern und Jugendlichen. Die Autorinnen mussten auf Literatur aus dem deutschsprachigen Raum, vorwiegend Deutschland, zurückgreifen.

Die Autorinnen stellten im Verlauf der Recherche zur vorliegenden Bachelorarbeit fest, dass sich die Soziale Arbeit als auch die Sozialpolitik der Thematik der Kinderarmut und deren Folgeerscheinungen noch zu wenig bewusst sind. Deshalb wollten sie mit der folgenden Hauptfragestellung den Perspektivenwechsel erläutern und so den Blick für die Einschränkungen armutsbetroffener Kinder schärfen.

Was bedeutet es für Kinder zwischen fünf und zwölf Jahren in der Schweiz, arm zu sein und wie nehmen sie ihre Situation wahr?

Diese Frage wurde in drei Unterfragen gegliedert:

- Wie nehmen Kinder die Welt wahr?
- Wie entwickeln sich Kinder und welche Bedeutung hat die Resilienz?
- Inwiefern werden Kinder durch Armut eingeschränkt?

Kinder sind grundsätzlich fähig, Zusammenhänge zu erkennen. Der Mensch kommt mit der Vorstellung zur Welt, dass Ursache und Wirkung miteinander zu tun haben und auf ein Warum (Frage) ein Darum (Antwort) folgt. Erwachsene können im Gespräch mit Kindern über Gegenfragen, ähnlich der sozialarbeiterischen Gesprächsführung, Kinder anleiten und unterstützen, ihre eigenen Lösungen zu finden.

Die psychische Entwicklung von Kindern hängt stark mit der physischen und neurobiologischen Entwicklung zusammen – bedingt diese gar. Gesundheitliche Defizite (körperliche, wie geistige) können bereits im Mutterleib oder bei der Geburt entstehen.

Körperlich gesunde Kinder machen alle zu ähnlichen Zeitpunkten ähnliche Entwicklungsschritte. Während dieser Zeit sind Kinder häufig empfindsamer und tragen so ein gewisses Risiko, Entwicklungsdefizite zu entwickeln. Neben dem sozialen und familiären Umfeld wirken sich auch die strukturellen Gegebenheiten auf das Kind aus.

Die Armut fällt beispielsweise unter diese strukturellen Gegebenheiten und stellt ein Risikofaktor dar. Doch nicht jedes Kind, welches in Armut aufwächst, entwickelt sich zwangsläufig defizitär. Das wiederum könnte an den Schutzfaktoren liegen.

Das Risiko- und Schutzfaktorenkonzept ist eng mit der Resilienzforschung verknüpft und besagt, dass sich ein Zusammenwirken beider Faktoren auf die Entwicklung eines Kindes auswirkt. Die Summierung der Schutzfaktoren wirkt sich positiv aus, diejenige der Risikofaktoren negativ.

Das Vorhandensein einer Bezugsperson stellt ein Schutzfaktor dar und wirkt sich demnach positiv auf das Kind aus. Sind während der Entwicklungsschritte fürsorgliche Personen für das Kind da, sinkt das Risiko Entwicklungsdefizite davon zu tragen. Auch der Schuleintritt stellt einen solchen Entwicklungsschritt dar und bringt viel Neues in das Leben eines Kindes. Vergleichsprozesse beginnen und Kinder merken das erste Mal, wie unterschiedlich sie sind. Armutsbetroffene Kinder können zusätzlich unter der Disparität leiden, denn durch die Armut werden sie gegebenenfalls stigmatisiert.

Inwiefern Kinder Armut erleben und wo sie ihre Einschränkungen sehen können, wurde im Spielräumekonzept näher erläutert. Aus der Studie geht ganz klar hervor, dass armutsbetroffene Kinder im Vergleich zu ihren Altersgenossinnen und -genossen grundsätzlich weniger Partizipationsmöglichkeiten in allen fünf Spielräumen aufweisen. Es fehlt ihnen beispielsweise an finanziellen Mitteln, um eine gewünschte Freizeitaktivität auszuüben oder an Rückzugs- und Entspannungsmöglichkeiten aufgrund der engen Wohnverhältnisse.

Ausserdem wurde sichtbar, dass die Armut von Eltern und Kindern ganz unterschiedlich wahrgenommen und erlebt wird. Die Definitionen und die Rangfolge von Problemen entsprechen sich meistens nicht. Von hoher Wichtigkeit scheint ausserdem die elterliche Bewältigungsstrategie der Armut zu sein, welche sich auf das Kind auswirkt und eine grosse Rolle für seinen eigenen Umgang mit der Armut spielt.

Schliesslich lässt sich sagen, dass für Kinder im Heranwachsen ein sie verstehendes und schätzendes Umfeld zentral ist. Armutsbetroffene Kinder sind in ihrem Alltag häufig mit grossen psychischen Belastungen konfrontiert. Armut stellt ein Risikofaktor dar und kann sich negativ auf die Entwicklung eines Kindes auswirken. Zwischen fünf und zwölf Jahren besuchen Kinder in der Schweiz die obligatorische Schule. Armut wird oft in diesem Zusammenhang sichtbar. Dies soll ins Bewusstsein der Sozialarbeitenden gerückt werden, damit sie versuchen können, den Kindern in ihrer beruflichen Tätigkeit mehr Beachtung zu schenken und sie in die Arbeit mit einzubeziehen, auch wenn sie nicht immer zum Primärklientel gehören.

Wo gibt es aus Sicht der Autorinnen Ansatzmöglichkeiten für Interventionen der Sozialen Arbeit?

Diese Frage beinhaltet eine Unterfrage:

- Über welche Institutionen / Kanäle könnte die Soziale Arbeit armutsbetroffene Kinder erreichen?

Um diese Frage zu beantworten soll hier noch einmal kurz der Begriff Intervention erläutert werden. Unter Intervention ist ein Prozesseingriff oder auch ein geplanter Versuch, etwas zu verändern, zu verstehen. Sozialarbeitende sind oftmals beratend tätig. So wirkt sich eine Intervention nie direkt-kausal, sondern vielmehr über Kommunikation aus.

Durch Gespräche können Sozialarbeitende ihren Klientinnen und Klienten helfen ihre Situation ganzheitlich zu erfassen und Probleme zu benennen. In Zusammenarbeit kann somit eine Veränderung im Denken und Verhalten, wie im gesamten System erreicht werden. Die Beratung kann bewirken, dass sich Eltern bezüglich ihrer Armutsbewältigungsstrategie Gedanken machen und gemeinsam mit den Sozialarbeitenden einen offeneren Umgang mit der Thematik gegenüber ihren Kindern erarbeiten. Denn das Verschweigen oder das Negieren der Armut wirkt sich negativ auf die Kinder aus und führt zu Überforderung, da ihnen die Interpretationsebene für Alltagssituationen genommen wird.

Ausserdem ist es möglich über die Beratung der armutsbetroffenen Eltern oder Bezugspersonen, Kontakt zu den Kindern zu knüpfen und sie in die Arbeit mit einzubinden. Haben die Kinder ihre Wahrnehmung und Bedürfnisse geschildert, werden sozialarbeiterische Arbeitsmethoden, wie die Vernetzung oder die Triage bedeutsam. So kann beispielsweise der Besuch eines Mittagstisches oder die Mitgliedschaft in einem Fussballverein arrangiert werden.

Die Autorinnen sehen vor allem in den Bereichen Schulsozialarbeit, polyvalenten Sozialdiensten und Kinder-, Jugend- und Familienberatungsstellen Potential für die Sozialarbeitenden, der Thematik Kinderarmut mehr Beachtung zu schenken und Interventionsmöglichkeiten anzugehen. In soziokulturellen Settings sind dies hauptsächlich Jugendtreffs oder betreute Kinderspielplätze.

Weiter gibt es eine Vielzahl an Institutionen und Organisationen für Kinder, bei welchen nicht unbedingt Sozialarbeitende oder Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren tätig sind. Darunter fallen Kindertagesstätten oder Freizeitgruppen. Doch auch in diesen Institutionen ist eine Sensibilisierung der Kinderarmut angezeigt. Die Aufgabe der Sozialen Arbeit wäre in diesem Setting in der Informationsvermittlung zu sehen. Vielfach wird über Familienberatungsstellen (je nach Gemeinde und Organisation) bereits in diese Richtung gearbeitet. Zudem wird in vielen Kindertagesstätten an der Stärkung der Resilienz der Kinder gearbeitet (PRiK)³⁷.

³⁷ Fröhlich-Gildhoff, Klaus; Dörner, Tina & Rönnau, Maike (2007). *Prävention und Resilienzförderung in Kindertageseinrichtungen – PRiK. Trainingsmanual für ErzieherInnen*. München und Basel: Ernst Reinhardt Verlag.

6.2 Innovative Ideen

Im Verlaufe der Recherchearbeit haben die Autorinnen weitere innovative Ideen entwickelt, die nicht nur mit der Profession der Sozialen Arbeit in Verbindung stehen. Trotzdem möchten sie diese hier darlegen.

Sie werden einfachheitshalber anhand des Modells der Mikro-, Meso- und Makroebene dargestellt.

Die Mikroebene betrifft Individuen und Kleingruppen. Sie zeigt unter anderem folgende Chancen auf:

- Die Partizipation der Kinder in ihren Lebensräumen soll verstärkt werden - sei es beim Aufbau eines Spielplatzes oder beim Einrichten des eigenen Zimmers.
- Im Sinne eines veränderten Umgangs der Kinder im Armutserleben sollen Prävention und Intervention gemäss der Resilienzmodelle bei den Risiko- und Schutzfaktoren ansetzen und von Mitarbeitenden in Kindertagesstätten, Schulen, Kinder- und Jugendfreizeitgruppen umgesetzt werden.

Die Mesoebene betrifft grösserer Gruppen, Institutionen und Organisationen. Sie zeigt kommunalpolitische oder institutionsinterne Interventionsmöglichkeiten auf:

- Sozialarbeitende, beispielsweise in Quartiertreffs, sollten den Perspektivenwechsel verstärkt in ihre Arbeit einfliessen lassen, um Kindern die Möglichkeit zu geben aktiv ihre tägliche Lebenswelt mitzugestalten. Kinder können zum Beispiel einen Spielplatz nach ihren Vorstellungen mit entwerfen.
- Das Mittagstischangebot sollte erweitert werden, damit genügend Plätze vorhanden sind und durch finanzielle Unterstützungen über Organisationen, Vereine und Spenden auch armutsbetroffenen Kindern der Zugang ermöglicht wird.
- Bei einigen polyvalenten Sozialen Diensten besteht eine Fachstelle für Altersfragen. Analog könnte auch eine Fachstelle für Kinder-, Jugend- und Familienfragen geschaffen werden.

Die Makroebene betrifft die Gesamtgesellschaft – sie hat ausschliesslich sozialpolitische Interventionsmöglichkeiten:

- Gesamtschweizerisch sollte Schulsozialarbeit auf allen Schulstufen eingeführt werden und finanziert werden, damit die Konzepte der Früherkennung, der Prävention und der Intervention Anwendung finden.

- Im Rahmen der Vereinheitlichung des Schweizer Schulsystems sollte jede Gemeinde die Möglichkeit zur Schaffung von Tagesschulen erhalten. Sie ermöglichen den Kindern neben der Verpflegung und Hausaufgabenhilfe, Freizeitangebote und pädagogische Betreuung. Tagesschulen fördern durch ihr ganzheitliches Angebot die Chancengleichheit.

Themen für künftige Arbeiten könnten sein:

- *Forschung betreffend Kinder- und Jugendarmut aus der Betroffenenperspektive:* Beispielsweise existieren in der Schweiz noch keine Langzeitstudien.
- *Armut im Kindes- und Jugendalter und deren Folgeerscheinungen:* Welche Langzeitfolgen hat Armut im Kindesalter und wie lange hält diese an?
- *Lebenslage von Erwachsenen, die als Kind von Armut betroffen waren:* Welche Langzeitfolgen hat Armut und inwiefern wird die Armut weitervererbt? (Untersuchung der Armutsspirale und allenfalls Mittel zu deren Durchbrechung.)
- *Die Armutssituation von Kindern im Hinblick auf Herkunft / Migration:* In dieser Bachelorarbeit wurde dieser Umstand infolge des Umfangs nicht mitberücksichtigt. Hier wurde der Schwerpunkt auf das Kindsein gelegt, ohne weitere Differenzierung.
- *Geschlechterspezifische Unterschiede in der Bewältigung von Armut:* Weshalb gehen Knaben und Mädchen anders mit Armut um und welche Rolle spielt darin die Sozialisation?

6.3 Fazit der Autorinnen

Im Arbeitsprozess zur vorliegenden Bachelorarbeit haben sich die Autorinnen vertieft mit der kindlichen Entwicklung und der Kinderphilosophie auseinandergesetzt. Dabei wurden ihnen die Fähigkeiten, die die Kinder bereits zwischen fünf und zwölf Jahren besitzen, bewusster.

Die Autorinnen möchten diese Erkenntnisse nicht nur im privaten Bereich, sondern auch im sozialarbeiterischen Berufsalltag verstärkt einfließen lassen.

Ebenso verhält es sich mit der Feststellung der unterschiedlichen Sichtweisen von Eltern und Kindern bezüglich armutsbedingter Folgen und Einschränkungen. Die teils grossen Diskrepanzen haben die Autorinnen überrascht.

Weiter erachten es die Autorinnen als eine ihrer Aufgaben, nach Möglichkeit ihr Arbeitsumfeld für den vorgestellten Perspektivenwechsel der Wahrnehmung der Armut aus Kindersicht zu sensibilisieren.

Aufgefallen ist zudem, dass im Bereich der Sozialen Arbeit zum Thema Kinderarmut noch viele Lücken vorhanden sind und Angebote zur Unterstützung und Begleitung installiert werden sollten. Die Autorinnen bewerten dies jedoch durchwegs positiv, da noch Potential für die Soziale Arbeit vorhanden ist, Verbesserungen anzustreben.

7. Literatur- und Quellenverzeichnis

- Arnold, Stefanie & Knöpfel, Carlo (2007). *Alleinerziehende zwischen Kinderkrippe, Arbeitsplatz und Sozialamt*. Luzern: Caritas-Verlag.
- Bühler, Elisabeth (2001). *Frauen- und Gleichstellungsatlas*. Zürich: Seismo Verlag.
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2004). *Arm trotz Erwerbstätigkeit – Working Poor in der Schweiz. Ausmass und Risikogruppen auf der Basis der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung 2003 (SAKE)*. Neuenburg: Autor.
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2008a). *BFS Aktuell – 13 Soziale Sicherheit. Armutsindikatoren für den soziodemografischen Lastenausgleich im Rahmen der NFA*. Neuenburg: Autor.
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2008b). *Familien in der Schweiz – Statistischer Bericht 2008*. Neuenburg: Autor.
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2008c). *Tieflöhne und Working Poor in der Schweiz*. Neuenburg: Autor.
- Bundesamt für Statistik [BFS]. (2010). *Lebensbedingungen in der Schweiz 2009. Resultate der Erhebung über die Einkommen und die Lebensbedingungen (SILC)*. Neuenburg: Autor.
- Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft vom 18. April 1999 (SR 101).
- Bundschuh, Konrad & Bach, Johanne (Hrsg.). (2009). *Prävention und Intervention über die Lebensspanne – schulische und ausser schulische Handlungsfelder*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Burri, Nadja (2010). *Zwischen zweifältigen Normen und vielfältigen Formen – gesellschaftliche Anerkennung nicht-heteronormativer Lebensweisen*. Unveröffentlichte Bachelor-Thesis der Hochschule für Soziale Arbeit Olten.

- Chassé, Karl August; Rasch, Constanze & Zander, Margherita (2005). *Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Chassé, Karl August; Rasch, Constanze & Zander, Margherita (2010). *Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen* (4. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ecarius, Jutta; Köbel, Nils & Wahl, Katrin (2011). *Familie, Erziehung und Sozialisation* (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Flammer, August (2009). *Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung* (4. Aufl. vollst. überarb.). Bern: Verlag Hans Huber.
- Fuchs, Ursula (2010). *BA – Modul 106: Das ‚Luzerner Modell‘*. Unveröffentlichtes Unterrichtsskript. Hochschule Luzern Soziale Arbeit.
- Gschwind, Kurt & Ziegele, Uri (2010). Intervention, Prävention, Früherkennung: drei Funktionen, viele Kompetenzen. *SozialAktuell*, 2010, (12).
- Hafen, Martin (2005). *Soziale Arbeit in der Schule zwischen Wunsch und Wirklichkeit*. Luzern: interact.
- Hafen, Martin (2007). *Grundlagen der systemischen Prävention – ein Theoriebuch für Lehre und Praxis*. Heidelberg: Verlag für systemische Forschung im Carl-Auer Verlag.
- Holz, Gerda (2005). Frühe Armutserfahrungen und ihre Folgen – Kinderarmut im Vorschulalter. In Zander, Margherita (Hrsg.), (2005). *Kinderarmut. Einführendes Handbuch für Forschung und soziale Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 88-109.
- Holz, Gerda (2007). Armut von Kindern in Deutschland – Möglichkeiten zur Armutsprävention. In Eidgenössische Kommission für Kinder- und Jugendfragen [EKKJ] (2007). *Jung und arm: Das Tabu brechen! Armut von Kindern und Jugendlichen verhindern und ihre Folgen bekämpfen* (S. 24-36). Bern: EKKJ.

Joris, Elisabeth & Witzig, Heidi (Hrsg.). (2001). *Frauengeschichte(n) – Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz* (4. Aufl.). Zürich: Limmat Verlag.

Joswig, Helga (2003). *Phasen und Stufen in der kindlichen Entwicklung*. Gefunden am 14. März 2011, unter <http://www.familienhandbuch.de/kindliche-entwicklung/allgemeine-entwicklung/phasen-und-stufen-in-der-kindlichen-entwicklung>

Kampagne der Caritas. (2010). *Armut A bis Z*. Gefunden am 22. Februar 2011, unter http://www.armut-halbieren.ch/de/armut_a_bis_z

Kampshoff, Marita (2005). Armutsprävention im Bildungsbereich. In Margherita Zander (Hrsg.), *Kinderarmut* (1. Aufl., S. 227-234). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kehrli, Christin & Knöpfel, Carlo (2006). *Handbuch Armut in der Schweiz* (1. Aufl.). Luzern: Caritas-Verlag.

Kupfer, Caroline & Bieri, Oliver (2007). *Steuern, Transfers und Einkommen in der Schweiz*. Bern: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe [SKOS].

Lukas, Helmut (2008). Prävention. In Dieter Kreft & Ingrid Mielenz (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit* (6. Aufl., S. 664-667). Weinheim und Wien: Juventa Verlag.

Nave-Herz, Rosemarie (2008). Familie(n). In Dieter Kreft & Ingrid Mielenz (Hrsg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit* (6. Aufl., S. 279-282). Weinheim und Wien: Juventa Verlag.

Schmid, Marianne (1998). Bindung. In Hartmut Häcker & Kurt H. Stapf (Hrsg.), *Dorsch Psychologisches Wörterbuch* (13. Aufl. überarb., S. 132). Bern: Verlag Hans Huber.

Schmocker, Beat & Solèr, Maria (2007). *BA-Modul 003: Handlungstheorie: Merkmale professionellen Handelns. Teil II*. Unveröffentlichtes Unterrichtsskript. Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.

Schultheis, Franz; Perrig-Chiello, Pasqualina & Egger, Stephan (Hrsg.). (2008). *Kindheit und Jugend in der Schweiz*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe [SKOS]. *Homepage der SKOS* (ohne Datum).

Gefunden am 16. Januar 2011, unter <http://www.skos.ch/de>

United Nations International Children's Emergency Fund [UNICEF]. (2005). *Child Poverty in Rich Countries 2005*. Florenz: Autorin.

Wustmann, Corina (2009). *Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern* (2. Aufl.). Berlin, Düsseldorf: Cornelsen Scriptor.

Zach, Ulrike & Künsemüller, Petra (2001). *Die Entwicklung von Kindern zwischen dem 6. und dem 10. Lebensjahr: Forschungsbefunde*. Gefunden am 14. März 2011, unter <http://www.familienhandbuch.phase4.de/kindheitsforschung/schulkindalter/die-entwicklung-von-kindern-zwischen-dem-6-und-dem-10-lebensjahr-forschungsbefunde>

Zander, Margherita (2008). *Armes Kind – starkes Kind? Die Chance der Resilienz* (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Zoller Morf, Eva (2010). *Selber denken macht schlau. Philosophieren mit Kindern und Jugendlichen*. Oberhofen am Thunersee: Zytglogge Verlag.

